Var. 341 d

Fiche

Var. 341 d

Leonhard Meisters
Prof. in Zürich,

Fliegende Blätter
größtentheils
historischen und politischen
Innhalts.

Meister
Fliegende
Blätter

Erk.

Basel,
bey J. J. Flick, 1783.

Meister
Fliegen
Blätter
Wb/67/214
49 BS dir.

Var. 347d

Bayerische
Staatsbibliothek
München

I.

Kleine Bergreise auf den Rigi.

Lange ist es, daß ich des Vergnügens, Ihnen zu schreiben, beraubt war. Würklich mangelte mir alles, Papier, Dinte und Feder. Eben nicht daß ich in einen Kerker eingeschlossen gewesen; vielmehr athmete ich die reinste Luft der Freyheit. Bezaubernde Gegend! Ganz sonderbare Bewohner! Wie sehr nicht die Lebensart z. B. von der französischen verschieden? In Paris sehn Sie eine einzige Dame von zwanzig Aufwärtern umgeben; gerade umgekehrt lebt hier im Kraise von zwanzig Damen, der einzige Liebling. Und was für Damen? So naiv, so wahr, so simpel, beynahe kein Schmuck als die angeschaffene Schön-

heit. Weder Gold noch Seide, weder Geburt noch Titel geben hier Vorrang oder reizen die Mißgunst der Nachbarinn. Ihr gehörnter Hauptschmuck gleicht so ziemlich dem Hauptschmuck einiger von unsern Frauenspersonen; von hinten ein sehr langer Haarzopf, izt galanter Weise in die Höhe gerollet, izt mit reizender Nachläßigkeit schwebend bis auf die Hüften hinunter. Mit welcher Anmuth tanzen nicht diese Schönen? Wie lebhaft drücken sie nicht im Gesang ihr Gefühl aus! Ob sie sich auf die Wirthschaft und auf Besorgung der Küche verstehn? Um Verzeyhung, eben so, wie mehrere von unsern Frauen und Töchtern, finden sie im Zeitvertreib ihre erste und lezte Bestimmung; eben so philosophisch wie unsre jungen Poeten leben sie sorglos in den Tag hinein, wenig ums Futter für Morgen bekümmert: Und gleichwohl sind sie es, welche die Haushaltung bereichern; sie sinds aus deren Schoose der Segen des Landes hervorströmt! Bey allem dem bin ich nichts weniger als eifersüchtig auf den Sultan eines solchen reizenden Serails: während daß seine Weiber spaziren gehn, sieht der arme Mann sich den größten Theil des Jahres in enger Zelle verschlossen. Wenn er nemlich loskömmt, so ist er zu ungezogen in Damengesellschaft, er weiß gar nichts von der Lebensart eines französischen Stutzers. —

Ob man unter diesem Volke auch schöne Geister antreffen werde? Wie kann ich das wissen, da mir die Sprache ganz fremd war? So viel ich bemerkte, so sind diese Geschöpfe in den Controversen eben so hitzig als unsre Gelehrte; gleichwohl weit eher wieder versöhnet. In ihrem Genie hab ich mehr von der Energie unsrer Kraftmänner als von dem Studium und von der Grazie unsrer Geßner und Wieland beobachtet. Gleich den neuern Barden haben sie alles der Natur, nichts der Kunst zu verdanken. — Ueberall nichts beherrscht sie als Sturm und Drang; zu jener Secte zähl' ich sie, die alles auf blinden Instinct und Mechanismus einschränkt, die nichts weiß weder von göttlicher Vorsicht noch unsterblicher Seele; dabey aber scheinen sie das Naturæ convenienter vivere weniger nach dem Sinne der libertinischen Freygeister als vielmehr nach stoischem Begriff zu erklären.

Doch wozu so viel Worte, blos um Ihnen zu sagen, daß ich seit etwas Zeit nicht mehr unter den Menschen, sondern unter Viehheerden auf den Alpen gelebt habe?

Und wozu denn die beschwerliche Wallfahrt, werden Sie fragen, wenn ich auf der Höhe, ausser einigen Hirten, keine vernünftigen Wesen gefunden? — Doch nein, dieß fragen Sie nicht! Sie

wissen aus eigener Empfindung, daß auch die leblose Natur eine begeisternde Gesellschaft seyn kann. Die göttliche Zauberinn! allgewaltig und unter tausend Gestalten, bald stürmend, bald sanftfliessend, wird sie sich der Seele bemeistern; so wie sie selbst ist, so schaft sie auch uns um; zum Sybariten im Rosengebüsche, zum unerschütterten Heroen beym donnernden Waldstrom.

* * *

Mit der Abenddämmerung kam ich auf dem Zugersee nach dem Flecken Arth. Schon hatten sich südwärts, wie Gebürg auf Gebürgen, schwere Gewitterwolken gelagert. Die Leute verkündigten nahen Plazregen und Hagel. Mein Begleiter aber sprach mir Muth ein. Von kühlen Abendlüften umflossen, wagt' ichs und klomm' in die Höhe. Mit Ehrfurcht erhob ich mein Auge nach dem steilen Gebürge; in feyerlichem Dunkel stand es senkelrecht vor mir. Rechter Hand leuchteten mir von ferne die lezten Strahlen der Sonne; linker Hand hatte schwarzes Gewölk die furchtbare Waldung bedeckt; von Zeit zu Zeit der ehrwürdige Schleyer durch schlängelnde Blitze zerrissen; rollende Donner im nahen Heiligthum Gottes. Schon pochts mir schneller und lauter im Busen: Doch einmal so weit vom Thale entfernt, entschloß ich mich höher zu steigen. Gleich einem zahllosen Krieges-

heer schienen die vielarmigten Fichten und Tannen von Gipfel herab mir entgegen zu kommen, um den Weg zu versperren. Durch måandrische Fußsteige rückte ich vorwårts über unsichere, lockere Steine oder beschwerliche Felsen; angenehm wurden diese Unbequemlichkeiten vergolten, wenn ich hie und da bald von einem Ruhepuncte, bald vor einer Brunquelle oder von einem Wasserfalle überrascht ward. Unvermerkt hatte sich das Gewitter vertheilet. Nunmehr eilt' ich weniger nach dem Ziele der Wallfahrt. Bey sorgloserm Schritte genoß ich jede romantische Scene; gegen über auf dem benachbarten Gebürge glaubt' ich im Wettkampfe Ossians Geister zu sehen, oder am Fuße der Fichten, wo ich ruhte, den Gesang des verklårten Barden zu hören. —

Ungefehr den dritten Theil von der Gebürgshöhe hatt' ich erstiegen, als ich zu einer Hütte kam; zwar nirgends kein Schimmer der Lampe — Thüre und Fensterladen verrigelt — weit umher nåchtliches Schweigen wie am Thron der Verwesung. Ich pochte; nach kleiner Weile kam mir der Wirth entgegen, und führte mich freundlich ins Zimmer. Er und sein Weib bewirtheten mich und meinen Begleiter wie Philemon und Baucis die Götter. Freylich besser spielten sie ihre Rolle als wir die Rolle der leztern. Und wie denn?

Selbst im Besitze der Wundermacht hätte nichts mich zur Wandlung dieser Scene verleitet. Vom Fenster her ein sanfter Abhang, mit hohen Tannen umkränzt; weiter hinab am Fuße des Berges der Obsthayn im offenen Thale; seitwärts die Diamantfluth der Lowerz, fernher mit himmelthürmenden Pyramiden, mit dem Amphitheater ungeheurer Gebürgen begränzet; hoch vom Himmel her der ganze Schauplatz vom Silberlichte des Mondes feyrlich beleuchtet. O wie da mein Herz gepreßt, wie es gleichsam unter der Last der zahllosen Gebürge niedergedrückt war — doch schnell sich loswand und empor flog über die Gestirne, um sich ganz zu ergießen über den unermessenen Luftraum, um auszuruhen und freyer zu athmen im Schoose des Allvaters, des Urhebers dieses ganzen, erhabenen Schauspiels!

Beym Gemürmel der schläfrigen Bäche sank ich in göldene Träume, und ich erwachte, bevor noch der Morgenstern hinter dem waldigten Gebürge hinwegschwand. Mit froher Eile setzt' ich nunmehr noch vor Anbruch des Tages, von Hügel zu Hügel, bald über schroffe Felsen, bald über beblümte Wayden den Weg fort. Schon wehen fernher die Purpurschwingen des Morgens; tief unten vom Lowerzersee her erheben sich wolligte Nebel; auf und nieder wallen sie an der Brust der

Gebürge, von dem ersten Lichtstrahl in mancherley Farben gemahlt, und in tausendfach wechselnde Gestalten von den neugebohrnen Zephirs verwandelt. Als Opferdampf schwebt das leichte Gewölke zum Himmel; neu erwacht und verjüngt, entfaltet in wonniglicher Sehnsucht die Erde jede erst noch verschleyerte Schönheit von ihrem Bräutigam, den kommenden Gotte des Tages; Opferduft hauchen ihm die bethauten Fluren entgegen; bey seiner Ankunft glüht die beschneyte Stirne der Berge; in glänzenden Wolken besingt ihn die Lerche; auf der Flur und im Hayne hüpfen und jauchzen ihm Hirt und Heerde entgegen.

Indem rund um mich her Leben und Freude sich über die ganze Schöpfung verbreitet, so vergaß ich meine Müdigkeit und die Unbequemlichkeiten des Weges; gestärkt und neugespannt fühlt' ich jede Nerve des Leibes, jede Sayte der Seele; je länger, je weiter, und offener wurde die Aussicht; von meinem Blicke sah ich mit jedem Schritte neue Wälder und Thäler, neue Flüsse und Gebürge, eine neue Schöpfung entstehn. Den Brüsten der alles ernährenden Cybele glich das Gebürg, dessen Gipfel ich nahte; Hügel wuchsen aus Hügeln, Gebürg' aus Gebürgen. Schon hatt' ich eine Höhe erreicht auf welcher kein Baum, kein Gesträuch mehr gedeyht; eine Höhe, wo kein

befiederter Sänger sein Nest baut; wo selbst am schwülsten Sommermittage kühlende Lüfte den Scheitel des Berges umflattern.

Aber nunmehr auf diesem Scheitel des Berges, wie ward mir? Hoch begeistert erhob ich zur nahen Sonne die Stirne; gierig verschlang mein Geist den großen, unermessenen Luftraum; plötzlich warf mich tiefes Erstaunen zu Boden; vom heiligen Schauer ergriffen, fiel ich aufs Knie, faltete die Hände, bettete Gott an, und mich selber fühlt' ich nicht mehr, bis ein Thränenstrom aus meinem Auge hervorbrach. Jzt fieng ich an, ruhiger zu werden; unvermerkt gelangs mir, den tief erschütternden Eindruck des ganzen aufzulösen in einzelne Theile. Allein wie werd ichs, auch nur stückweise, zu beschreiben im Stande seyn? So unauslöschlich das Gemählde vor meinem Geist schwebt, woher nehm' ich zu treuer Kopirung die Worte, woher ihre mannigfache Abstufung und vielseitige Verbindung? Wenn der Mahler die Figur und die Farbe der Natur selbst, wenn er sie im eigentlichen Helldunkel zeichnet, so kann sich der Schriftsteller hingegen nur allgemeiner, nur willkührlicher Zeichen bedienen, solcher Zeichen, die wegen ihrer Unbestimmtheit jeder Leser anderst verdollmetscht. Gegen die Natur verhällt sich eine solche buchstäbliche Beschreibung wie z. B. eine

Landkarte gegen der würklichen Gegend, welche sie darstellt. Und wenn ich auch den Berg und das Thal, den See und den Fluß nicht blos wie ein Stümper ohne Perspective hinwerfe, wenn ich sie durch Beywörter individualisire und durch Verbindungszeichen ins gehörige Ebenmaas setze, wie gedehnt, wie schleppend, wie gezerrt wird nicht dadurch meine Beschreibung? Nur Theile zeigt sie; die Natur das Ganze; nur nach und nach oder Stufenweise würkt sie; auf einmal, schnell und ganz würkt die Natur. Wozu denn eine ausführliche Zeichnung der Aussicht? Der Buchstabe tödet! — Leere Worte, — vielleicht ein Leitfaden zur Wiedererrinnerung für den ehmaligen Zuschauer: Wie wenig fest, sicher und bedeutsam hingegen für denjenigen, der niemals mit mir in demselben Standpuncte gestanden? Aeusserst unbestimmt, äusserst verworren ist die Vorstellung des leztern, wenn ich ihm gleich von allen Seiten die Scene entwerfe. Südwärts die Urner- Engelberger- und Unterwaldnergebürge. Allein wie stell' ich anschaulich ihren Umfang, ihre Höhe und Gestalt dar? Der eine über, der andre hinter dem andern, izt grösser, izt kleiner, dort mit ewigem Schnee, hier mit Grase und Blumen geschmückt; bald in Form einer Rotunda, bald pyramidalisch; gegen Ost senkelrecht unter dem Fuße

der lachende Artherflecken, vom Zugersee freundlich bewässert; zwischen diesem See und dem Lowerzersee das fruchtbarste Wiesenthal, mit Lustgängen von Obstbäumen durchkreuzt, so wie sie das bezauberndeste Mosaick bilden; weiterhin der breite Roßberg und seitwärts hinter gewölbten Hügeln die zackigten Berge der Schwytzer; in der Ferne der Angerisee und noch ferner der Zürchersee am Fuße lachender Weinhügel und glänzender Thürme. — Wende ich gegen Westen die Blicke, so seh ich das Gebürg, auf welchem ich stehe, eingefaßt von einem Kranze andrer Gebürge; zwischen denselben glänzt mir der Lucernersee in seinen wunderbaren Krümmungen, weiterhin mehr nordwärts der See von Sempach und andre entgegen. Der furchtbare Pilatusberg schreckt meinen Blick weg; gegen Norden öffnet sich die herrlichste Aussicht, bey der ich am liebsten verweile. Ganz abgeschnitten, von oben bis unten, beynahe nur eine glatte Felswand, wag ichs kaum ohne Schwindel, tief in den Abgrund zu schauen, in die grundlosen Fluten des Zugersees. Kein Saintpreux, keine Sappho wage sich an den Rand dieses Leucadischen Felsens, oder sie werden zum Hinsturze hofnungsloser Liebe verleitet! — Doch so gräßlich der nahe Anblick dieser unterirrdischen Höhle seyn mag, so entzückend ist die entferntere Aus-

sicht; der offne See, rechter Hand mit dem schönen Flecken Arth und weiterhin mit den Thürmen von Zug, linker Hand mit dem Dorfe Immisee, mit lieblichen Buchten und kleinen Halbinseln geschmückt. Nur ein kleines Thal zwischen Immisee und Küßnach verhindert den Zusammenfluß der beyden Seen von Zug und Lucern; aus jedem derselben sehn wir über die Anhöhen und durch das gränzlose Thal sich schimmernde Ströme verbreiten; in weiter Entfernung fließen sie erst bey Coblenz zusammen, um verschwistert mit dem Rheine sich in die Nordsee zu gießen.

Ungerne riß ich mich los von dieser bezaubernden Scene; von West und Ost umschrieb mein Auge jeden Punkt, wo hie und da dieser oder jener von meinen Geliebten zu Hause war; von meiner Himmelshöhe ertheilt' ich allen den Segen, und mit Gesange hüpft' ich von der andern Seite des Berges hinunter. Unter meinem Fuße ein unermessener Teppich; beynahe alles grün, aber durch Licht und Schatten vielfach erhöht und vertieft; reichlich gestickt mit bunten Blumen von glühender Farbe; schwellende Hügel, waldiger Streifen, bläuliche, entferntere Berge; auf den Gebürgen der blumigte Lenz im Zauberkampfe mit dem silberlockigten Winter; so wunderbar und mannigfach nackte Felsen und fruchtbare Alpen,

einsame Gletscher und belebte Fluren, überall Hügel auf Hügel, Gebürg' auf Gebürge, alles durch einander geworfen, als wärens Trümmer von der Niederlage jener Giganten, die mit ausgewurzelten Felsen den Himmel bestürmten. Bey einer sehr hohen und langen Flüewand kam ich zu einer Stelle, wo diese Steinwand von oben bis unten geborsten, in ihrem Eingeweyde eine Felsensäule von ungeheurer Höhe umfaßte; ich wand mich in die Höhlung hinein; eiskaltes Wasser tropfte von der Höhe hinunter; lange hielt ichs in der Kälte nicht aus; eben so wenig lang verweilte ich unter dem schweren Felsdach, welches gleichsam in der Luft über meinem Haupte empor hieng. Freylich seit Jahrhunderten vielleicht schwebt in solcher Lage die Steinlast; vielleicht Jahrhunderte noch wird sie so schweben: Nichts desto weniger war meine optische Täuschung so groß, daß ich nicht ohne Entsetzen dem vermeinten, nahen Sturz auswich. Allzufremd ist für uns diese Art Gleichgewichtes; die Imagination erschrickt und traut auch den gründlichsten Beweisen nicht mehr. — Hin und wieder liegen auf den grasigten Wayden solche Steine und Felsklumpen, vermuthlich durch Ueberschwemmung hinunter gewälzt; auch findt man neben hohen, belaubten Bäumen andre, die als Skelete, ohne Blätter, ohne Rinde da stehn;

überall bey jedem Fußtritte Spuren des Tods und des Lebens, der Verwesung und der Entstehung; mit einem Worte, hier ist die geheimnißvolle Werkstätte der Natur, die mit jedem Augenblicke tausend Wesen verschlingt, mit jedem Augenblicke tausend Wesen erzeugt! —

— Und was soll ich Ihnen sagen von den Bewohnern der Alpen? Ich wiederhole nicht, was schon hundertmal gesagt worden; glücklicher sind hier die Heerden als die Hirten; — sorglos irren die Kühe im fetten Grase; lieblich klingt an ihrem Halse die Schelle und von Hügel zu Hügel scheinen sie einander Antwort zu geben; Morgens und Abends geht jede selbst zu der Hütte, zu der sie gehört, um sich melken zu lassen; bey schlechter Witterung versammeln sie sich unter dem Obdach und unter dem Wipfel der Bäume; über siebzig solcher Sennhütten sind auf dem Rigi; zu jeder werden zwischen zwanzig und dreysig Kühe gezählt; ihr jährlicher Ertrag an Butter; Ziger und Käse mag auf 10000 neue Louisd'ors steigen. — Die Hirten sind weder Geßners noch Hallers; doch gleichen sie eher dem leztern; meistens starke, hochstämmigte Männer; auch bedürfen sie kraftvoller Musceln und Nerven; die Bearbeitung des Butters und Käses, das hinauf und hinabtragen desselben gehört nicht für arkadische

Schäfer; auch nicht für die Weiber; diese bleiben bey der Wirthschaft unten im Thale; eben weil der Hirt ohne weibliche Gesellschaft und überhaupt meistens einsam lebt, so bleibt er rauh und trotzig; viele unter ihnen haben die jüngeren Jahre in der weiten Welt, besonders auch in Kriegesdienste zugebracht; mit Selbstzufriedenheit erzehlen sie dieses und gerne hören sie vom König in Preussen, vom Kayser und von dem amerikanischen Kriege. — So weichlich, so empfindsam und abergläubisch sind sie nicht, wie z. B. in andern Gegenden, wo man bey weniger Beschäftigung immer noch zur Grillenfängerey Musse genug findt. — Unterwegs sah ich von der Anhöhe auf das Klöstergen hinunter, ganz en Mignature, und eben so in verjüngtem Maasstabe rund um dasselbe drey kleine Herbergen; einen sonderbaren Kontrast macht dieses Klöstergen in dem erhabenen Tempel der Schöpfung; dasselbe ernährt nicht mehr als fünf Kapuziner, einzig und allein mit Andachtsübungen und Beichthören beschäftigt; alljährlich nemlich wallen von allen Seiten über 14000 Pilgrims zu dieser heiligen Stätte; ob nicht zuweilen Galanterie sich unter dem Schleyer der Andacht verberge? Wenigstens habe ich schöngepuzte, blühende Mädchen an der Seite flinker

Jungens

Jüngens hinaufwandern sehn, die abwechselnd bald schäkerten, bald ein Ave anstimmten.

Nach einiger Erfrischung, die ich im Klöstergen empfieng, sezte ich den Weg fort an der Neige des Berges; rechter Hand eine mit Bäumen und Gesträuchen bewachsene Tiefe; unter den Bäumen fand ich solche, deren Aeste so dicht und groß waren als anderstwo der Hauptstamme von einem nicht mittelmäßigen Baume; — so sehr die Sonne zu stechen anfieng, so erfrischte uns hie und da wirthschaftliches Laubwerk; ungemein bezaubernd war der Anblick so vieler kleinern und grösserer Wasserfälle, die gleichsam bey jedem fünften oder zehnten Schritte an der nahen Felswand, bald donnernd, bald leise murmelnd, sich in das Bergtobel ergossen. — Durch diese herrliche Gallerie abwechselnder Landstücke gelangten wir endlich gegen Abend nach dem Flecken Arth und stiegen zu Schiffe. Hier lassen Sie uns ausruhen. Leben Sie wohl.

II.

Hindernisse, wodurch die heutigen Juden von der öffentlichen Annahme der christlichen Religion abgehalten werden.

Ueberhaupt in dem Karacter und besonders in dem Nationalstolze der Juden sowohl als der Christen scheinen diese Hindernisse zu liegen.

Nach der Sitte der meisten barbarischen Völker des Alterthums hatten die Juden gegen andre Nationen sehr unpolitisch und unmenschlich gehandelt: Folgt aber hieraus, daß heut zu Tage in dem 18ten Jahrhundert wir christlichen Europäer uns gegen die Juden eben so betragen sollen, wie sich vor Jahrtausenden ihre Vorfahren gegen die Midianiter und Kananiter betrugen? Wäre das christlich, wär es menschlich, die Sünden der Väter an den spätesten Enkeln zu strafen? Und wenn auch die Enkel dieselben verkehrten Wege, wie die Väter, betretten, mag es nicht in mancher Rücksicht weniger ihre eigne als unsre Schuld seyn? Nur die Barbarey, womit man sie Jahrhunderte lang unterdrückt und sie auf die Beschäftigung des Handels (und meistens des Kleinhandels) allein

einschränkt, hat sie als Menschen und als Bürger so sehr herabgewürdigt wie sie izt sind; für die Christen sind sie, was die Heloten für die Spartaner gewesen; eben nicht daß sie wie die Sclaven unsre Pflanzungen besorgen; sie sind Europens Trödelkrämer und Mäkler geworden, und auch dieses Geschäft treiben sie nicht anderst als unter den härtesten Bedingnissen; gleich den ehmaligen Leibeigenen werden sie in Civil- sowohl als in Criminalfällen weit strenger und erniedrigender als andre Einwohner behandelt. Unter tausend ältern und neuern Beyspielen, die wir zum Beweise anführen könnten, nur folgende, die mir so eben zu Sinn kommen: — Laut eines alten Zollverzeichnisses wurden, nach Sinners Reisebeschreibung durch das westliche Schweizerland, bey der Brücke zu Thiele von einem Fußgänger nicht mehr als 1 Denier, vor einen Esel hingegen 30 Deniers und eben so viel vor einen Juden bezahlt. Der Maulesel bezahlte nur 15 Deniers und jedes andre Thier nicht mehr als 1 Denier. Ohne Zweifel daß die Herabwürdigung zum Langohr für den Juden nicht weniger kränkend gewesen als die Erhöhung des Zolles. — In den mittlern Zeiten war der Handel und besonders auch der Geldwechsel beynahe ganz allein in den Händen der Juden. Niemand andrer beschäftigte sich gerne

mit einer Erwerbsart, die man damals für niederträchtig ansah. *) Wer Geld auf Zinse auslehnte, fand sich in ein Geschäft verwickelt, das man für ein Verbrechen ansah; ein solcher war strafbar, sobald er entdeckt wurde; er war also nicht mit einem mäßigen Vortheile zufrieden; er forderte eine Summe, die der Gefahr einer Entdeckung angemessen war, gewöhnlich zwanzig, dreyßig und vierzig vom Hundert. Hatte er die Freyheit, öffentlich Geld auszuleihen, so mußte er sie dem Landesherrn mit schweren Abgaben bezahlen; gleichsam also durch die Staatseinrichtung ward er zur Dieberey und zum Betruge verleitet, um ihn hernach unterm Schein Rechtens plündern, und auf den Scheiterhaufen werfen zu können. Durch alle Weltgegenden zerstreut, von einem Land oder Meere in das andre geschleudert, hatten die Juden kein Vaterland, keinen festen Fuß als in ihren Wechselpapieren. Seitdem ihr Tempel zu Jerusalem und mit demselben ihr Opferdienst zerstört worden, wie konnten sie sich anderst bey ihrem herabgebrachten Religionssysteme erhalten, als durch die ganz besondere Natur und Kraft ihrer Gesetze? Vermög dieser

*) Blackstone Commentar. an the Laws of England Vol. II. (455. Murator. Antiq. ital. Vol. I. 893. Anecd. Vol. I.) 886.

Gesetze herrscht bey ihnen die innigste Theilnehmung und Gemeinschaft; vermög derselben dürfen sie sich nicht unter fremden Völkern verheurathen, oder mit ihnen vermischen; sie unterscheiden sich in Absicht auf Nahrungsmittel, Sitten und Lebensart; ganz begeistert von der Hofnung, daß einst der Messias sie nach Jerusalem zurück führen werde, dulden sie als schwärmerische Märtyrer jede Verfolgung. Unter dem unbegründetesten Vorwande, als hätten sie, — die ja das Blut verabscheuen, — das Blut der Christenkinder vergossen und getrunken, als hätten sie die Brunnquellen vergiftet und sich der Zauberkünste schuldig gemacht, wurden sie von Zeit zu Zeit hie und da geplündert, verbannet, zum grausamsten Tode verurtheilt.

An vielen Orten war mit politischer Bedrückung zugleich noch Geringschätzung im gemeinen Umgange verbunden. Ausgeschlossen von jeder guten Gesellschaft, auf Gassen und Straßen verfolgt von dem Hohngelächter des Pöbels, wie ist es wohl möglich, daß sie den Christen nicht Abscheu für Abscheu bezahlen? Bey gegenseitiger Antipathie, wie sollte gegenseitige Gemeinschaft und Aufklärung entstehen? Unmenschlich finden wir die Gränzscheide, welche in Malabar die Leute von verschiedenem Stande trennt: Und ist es wohl menschlich, daß der Christ so auffallend sich von

dem Israeliten entfernet? — Freylich von Zeit zu Zeit hat es auch in dem Schoose der Kirche Hirten gegeben, die mit vieler Liebe die verirrten Schaafe vom Hause Jacobs aufgesucht haben.

In dem vorigen Jahrhundert hatte ein Straßburger Prediger, Schaddeus, auf eigne Unkosten die 5 historischen Bücher des N. Test. in jüdisch-teutscher Sprache, unter der Aufschrift: Pentateüch des N. Bundes drucken und unter die Juden austheilen lassen; wohl war diese Bemühung nicht ohne Segen geblieben. In dem itzigen Jahrhundert hatte ein Prediger in Gotha, Namens Johann Müller, häufigen Umgang mit den Juden; diesem zulieb schrieb er in jüdischer Sprache eine Abhandlung über die Erlösung durch Christum, unter der Aufschrift: Licht am Abend; seinen Namen übersezte er im Ebräischen durch Jochanan Kimchi; zufälliger Weise diente der Name, der ehmals von einem angesehenen Rabbiner geführt wurde, zu grösserer Empfehlung des Müllerschen Werkgens. Eben war der Professor Callenberg im Begriff, dasselbe unter die Presse zu geben, als ihn sein ehmaliger Schulkamerade, ein Proselyt aus dem Judenthum, Namens Frommann, besuchte. Dieser rieth für das eingesammelte Geld jüdische Lettern zu kaufen. Wenn hernach, sprach er, das Buch selber Makulatur wird, so bleiben

uns noch immer die Lettern. Die Leitern werden besorgt; Dr. Frommann wird bey dem Werkgen der Setzer; Prof. Callenberg der Corrector und so kömmt die Ausgabe zu Stande. Mit Entzücken erfährts der Verfasser, Pastor Müller, wenige Augenblicke bevor er den Geist aufgab. — Callenberg sezte einen Bericht auf, wie die Exemplare unter die Juden ausgetheilt worden. Von Zeit zu Zeit empfieng er milde Beysteuer, indem er darauf bedacht war, Missionnaren unter dem Volke Israels herum reisen zu lassen. Im Jahr 1730 ward ihm von Wien aus ein Würtembergischer Magister, Namens Wiedmann, empfohlen. Auf eigne Unkosten war dieser bereits zwey Jahre lang unter den Juden hin und wieder gewandert. Nunmehr unternahm er mit einem andern Candidaten, Namens Manitius, neue Proselytenzüge und aus den gesammelten Beyträgen verschiedener Wohlthäter reichte ihnen Callenberg wöchentlich zween Gulden. *) Bekannt genug ists, wie seither diese Anstalt zur Judenbekehrung befördert worden; allein so ungemein weit ich davon entfernt bin, den Ruhm einer solchen Anstalt zu verkleinern, so darf ich nichts desto weniger behaupten, daß zur Erreichung des großen

*) Man sehe hierüber die Nachricht von M. Stephan Schulz. Halle 1769.

Endzweckes noch andere Mittel erfodert werden. Gesetzt nemlich daß die Missionnaren alle nöthigen Kenntnissen besitzen, so werden sie gleichwohl auch blos deswegen weniger Zugang finden, weil sie diesen Zugang allzu dringend und gerade zu suchen, weil sie sogleich sich als Bekehrer ankündigen, und in der Person christlicher Lehrer erscheinen. Um ihren Zweck zu erhalten, sollten sie ihn sorgfältiger verbergen; wiedrigenfalls wird ihnen das Vorurtheil im Weg stehn und Mistrauen ihre Lehren entkräften. Nicht also nur Geistliche als Geistliche, sondern auch Weltleute, in so fern sie das Christenthum kennen und lieben, sollten auf die Bekehrung der Juden bedacht seyn. Weit unverdächtiger und eben darum auch kräftiger ist das Wort eines Freundes oder sonst eines Reisegefehrten als die gelehrteste Predigt eines Geistlichen, der sich sogleich als Proselyteneroberer ankündigt. Allein unter den Weltleuten, wer sind gewöhnlich diejenigen, die sich mit den Juden beschäftigen? Weh ihnen, wenn sie diese zum Betruge durch eigne betrügerische Anschläge verleiten! Weh ihnen, wenn sie durch Entdeckung ihrer Bubenstücke und Ausschweifungen den Namen der Christen unter dem Geschlechte der Unbeschnittenen entehren!

Gesezt auch, daß hie und da der eine oder der

andre von der Synagoge hinüber geht in den Schooß unsrer Kirche, sind es nicht leyder unter zehn beynahe allemal neune, die durch sehr unlautere Beweggründe regiert werden? Nicht nur gereichen solche Proselyten dem Christentum wenig zur Ehre, auch sind sie es, wodurch die Bessern unter ihren Mitbrüdern von dem Uebergange zur christlichen Kirche abgeschreckt werden. Diese bessern schämen sich mit jenen schlechten, leichtsinnigen, lüderlichen Leuten in gleiche Reyhe zu treten; von Jugend auf ist ihnen der Begriff gelaüfig geworden, daß niemand seinen Glauben verlasse als derjenige, der entweder mit dem Ehegenossen oder mit den Aeltern entzweyt ist, oder dessen Hauswesen ruinirt worden, oder wer sonst von einer fleischlichen Leidenschaft beherrscht wird. Viel lieber also eine geringere Anzal, und hingegen eine bessere Auswal der Proselyten. Ein einziger Mann von Ansehn, von Einsichten, von unbeflecktem Karacter, der zu uns hinüber tritt, wird durch sein Beyspiel hunderte rühren. Allein um einen solchen auf unsre Seite zu bringen, wird nicht nothwendig ein Bekehrer erfordert, der ebenfalls als Mann von Ansehn, von Einsichten, von unbeflecktem Karacter bekannt ist? Ungleich mehr Kenntnisse und Gelehrsamkeit, besonders auch Sprachkunde, Geschichte, Altertumskunde,

Kritik u. s. w. werden zur Bekehrung des Juden als z. B. des Naturalisten erfordert; weit mehr vorgefaßte Meinungen, tiefgewurzelte, mannigfach in einander geschlungene Vorurteile müssen aus dem Herzen des erstern weggeraümt werden; je sinnlicher, je ausschliessender, je älter, je gedrückter seine Religion ist, desto stärker ist gegen dieselbe seine Anhänglichkeit. In der religiosen Verehrung eingeschränkt nicht nur auf einen Gegenstand, sondern auch auf ganz besondere Formen, Ceremonien, Oerter und Zeiten, wird der Jude sehr leicht jede andre Einrichtung als profan und unheilig verschmächen. Warum breitete sich der Mahometanismus so leicht unter allen Völkern, Juden, Christen, Heyden aus? Weil derselbe gerade dasjenige aus seinem System entfernte, was jedes besondere Volk von dem andern absönderte: hingegen dasjenige in Verbindung brachte was ihnen gemein ist. Je höher das Altertum der jüdischen Religion ist, desto mehr ist sie in dem Falle eines erwachsnen und beiahrten Menschen, der mit dem Alter zwar stärker, aber auch unbiegsamer Muskeln, ausgezeichnetere, aber auch steifere und beynahe unveränderliche Gesichtszüge erlangt hat. Nachdem einmal die Religion vim legis oder überhaupt ihr eignes Gepräg erhalten, so entstehn in ihrem Schoße auf

der einen Seite ausschliessender Systemgeist, auf der andern Seite Indifferentismus; jener bey dem Pöbel, der ohne weitere Prüfung auf die angeerbten Lehrsäze schwöret, und die Freyheit des Selbstdenkens als profane Lizenz verabscheut; dieser, nämlich der Indiferentismus bey den Grossen, bey den Gelehrten und Vornemmen, die eben darum der angebornen Religion zugethan bleiben, weil sie sich überzeugen, daß man in derselben, wie in jeder andern, ein ehrlicher Mann seyn kann. Wie selten also muß nicht ein Proselyt seyn, der in vollem Ernste, in den reinsten Absichten, mit der gründlichsten Ueberzeugung sich zu der Taufe der Christen herbey naht?

Und wenn der Jude als Jude sich so manchen bürgerlichen Vorteils beraubt sieht, was für Vorteile wird er durch seinen Uebergang zur christlichen Kirche gewinnen? Vormals herrschte in Frankreich die Gewohnheit, daß man einem solchen Proselyten seine Güter einzog und wegnahm. Durch ein ausdruckliches, königliches Edict unterm 4. April 1392. mußte diese grausame Gewohnheit abgeschaft werden. So grausam sie war, so ware sie nicht desto weniger, wie Montesquieu bemerket, in den hervorgebrachten Gerechtsamen der Fürsten und Herren gegründet; für diese waren die Auflagen, die auf die Juden gelegt

gewesen, ein beträchtliches Einkommen; durch den Uebergang der Juden zum Christenthum wurden sie desselben beraubt; zur Schadloshaltung also bemeisterten sie sich der Güter des Proselyten, der sein ehmaliges Daseyn als Jude verloren hatte und nunmehr als Christ in eine neue Existenz trat. Welch eine Verlegenheit für die armen Leute! der Landesherr bemächtigte sich ihres Erbtheils, wenn sie das Christentum annahmen; wenn sie dasselbe nicht annehmen wollten, so wurden sie zum Scheiterhaufen verurteilt.

Ungeachtet der heutigen, größern Toleranz gegen die Juden, ungeachtet aller Begünstigung der Proselyten, wie zufällig und erbettelt bleibt nichts desto weniger noch immer ihr Zustand? Wie auffallend muß nicht für den Neubekehrten der Kontrast seyn? Unter den ehmaligen Glaubensgenossen einige Theilnemmung; hingegen gefühllose Gleichgültigkeit unter den nunmehrigen Glaubensgenossen! Auf der einen Seite ausgestossen, verbannt und verwünscht von den Juden: auf der andern Seite von den Christen nur wenig oder gar nicht unterstüzt und beschirmt, irrt gewöhnlich der Proselyt verlassen und hülflos herum; ihm versprechen wir mit uns dasselbe Bürgerrecht im Himmel, aber das Bürgerrecht inner unsern Mauren wird ihm verweigert; mit ihm theilen wir das Loos

und Erbteil der Heiligen, aber ihm versagen wir die geringste Gemeinschaft von unsern bürgerlichen Rechten!

Freylich laügnen wir auch nicht, daß es mit der bürgerlichen und kirchlichen Gesellschaft gleiche Beschaffenheit hat, wie mit jedem andern Handelsvertrage; wenn der Eine die ganze Actie besizt, so kann der andre nur die Hälfte besizen; wenn der Eine an zwo Verbrüderungen Theil hat, so kann der Andre nur an der einen Verbrüderung Theil haben. Man kann ein Glied der Kirche und gleichwol kein Glied des Staates, so wie im Staate selber ein Unterthan oder ein Regent seyn. Die Gottseligkeit oder die Religion ist freylich zu allen Dingen nüzlich und hat Verheissung so wol des gegenwärtigen als des zukünftigen Lebens: allein die irrdischen und bürgerlichen Vorteile, die allenfalls der Proselyt zu erwarten befugt ist, müssen doch immer unsern eignen Vorteilen keineswegs im Wege stehn. Der Landesherr, welcher den Neubekehrten in seinen Schooß aufnimmt, ist in dem Falle des Vaters, der zwar ein adoptirtes Kind begünstigt, jedoch ohne Nachtheil seiner eignen, natürlichen Kinder: Und ihr, die natürlichen Kinder, die eigentlichen und einzigen Erben des Hauses, warum solltet Ihr nicht gerne Etwas, auch nur Etwas von euern

Vorrechten aufopfern, warum nicht gerne dem Vater die Freude gönnen, daß er einen verlornen Sohn aufnemmen dürfte? Mein Sohn — ruft er Euch zu, — du bist allezeit bey mir, und alles, was mein ist, das ist dein. Du solltest aber frölich seyn und dich freuen; denn dieser dein Bruder war todt und ist wieder lebendig worden; und er war verloren, und ist wieder gefunden worden. Luc. XV. Was sind Kirchensteuren und Collecten, womit wir dem Proselyten unsre Freude über seine Bekehrung bezeugen? Anstatt einer solchen, blos zufälligen und bald verschwindenden Unterstüzung, warum weisen wir ihm nicht lieber einen festen Plaz an? Warum gönnen wir ihm nicht lieber — wenigstens unter gewissen Einschränkungen — gerade zu unser Gemeindrecht? Ich rede nicht zu euch als zu Bürgern des Staates; als solchen mags euch erlaubt seyn, daß ihr eifersüchtig eure ausschliessenden Vorrechte behauptet. Ich rede zu euch als zu Christen, zu Gliedern und Bürgern der kirchlichen Gesellschaft; als solche werdet ihr willig etwas aufopfern von euerm eigenen Vorteil, um den verirrten Mitbruder auf bequemerer Strasse zum Himmel zuführen.

Unter die Hindernisse der Bekehrung, die weniger in unserm Karacter liegen als in dem Karacter der Juden, zählen wir vorzüglich ihre aber-

gläubische Anhänglichkeit an die großväterlichen Gebräuche und Meinungen. Um die Juden zu Christen zu bilden, sollten sie vorher zu ächten Juden gemacht werden, zu Juden, welche den Buchstaben von dem Geiste, die äussern Ceremonien von der innern Bedeutung, den blos politischen Theil ihrer Religion von dem eigentlich moralischen Innhalte derselben zum unterscheiden im Stande sind. Um sie ganz zu gewinnen, sollten wir selbst Juden werden, Juden nämlich im Geiste und in der Warheit, befreyt von allem jenem sinnlichen Gepränge, welches nur für eine gewisse Zeit und für einen besondern Ort nothwendig, welches nur äussere Form und Vehiculum der wesentlichen, jüdischen Religionswahrheiten, gewesen. Gleichwie auf solche Weise der Israelite dem Christen sich nähert, so wird der Christ dem Israeliten sich nähern. Nach Wegwerfung der Schale werden wir den gleichen Kern, den gleichen Geist nach Auflösung des Cörpers behalten; in der Kirche und in der Synagpge wird derselbe einzige, wahre Gott, dieselbe Aussöhnung Gottes, mit dem Sünder, moralische Besserung des Lebens und Hofnung einer seligen Zukunft gelehret.

Allein gleichwie der Weltweise mehr auf den Mann als auf das Kleid — der Pöbel hingegen mehr auf das Kleid als auf den Mann sieht: eben

so wird zwar der aufgeklärte Mensch mehr das Wesentliche der Religion — der unwißende und sinnliche Sterbliche hingegen mehr das Aeußere derselben zum Augenmerk haben. Je reiner, je geistiger, je viel umfaßender das Christenthum ist, desto weniger rührt es den Pöbel unter den Juden. Je unwißender und sinnlicher dieser Pöbel seyn mag, desto mehr wird er geneigt seyn, das Gerüst seines Gottesdienstes für den Gottesdienst selber zu halten. Keineswegs also gleichgültig ist die Geschichte von dem Ursprung, von dem Zweck und der Anwendung der alten, jüdischen Sinnbilder und des ganzen Opferdienstes. So unbedeutend und müßig alles dieses Gepräng den Christen heut zu Tag scheint, so bedeutend und wichtig war es in seiner ersten Veranlaßung. Ueber den ganzen Erdboden hatten sich abgöttische Gebräuche verbreitet: Um sie nach und nach wegzutilgen, um nach und nach den einzigen wahren Gott an die Stelle so vieler Gözen zu setzen, welcher Mittel konnte sich Moses bedienen? Ohne Zweifel war für die Kindheit der Welt ein Unterricht nöthig, der zuerst auf die Sinnen und auf die Einbildungskraft würkte; ohne Zweifel mußte der göttliche Gesezgeber sich nach der Schwachheit und dem ganzen Karakter seines Volkes bequemen; dieses Volk hatte sich in Aegypten an

abgöt-

abgöttische Gebräuche gewöhnet; es war noch zu sinnlich, und konnte sich nicht so gleich zu einem ganz reinen Theismus erheben; die Lehre von dem einzigen wahren Gotte und von seiner Versöhnung ward ihm also unter sinnlichen Bildern gegeben, diese sinnlichen Bilder aber waren also beschaffen, daß sie gerade zu den Gözendienst der Aegypter bald in dem lächerlichsten, bald in dem abscheulichsten Lichte darstelleten und also von der Abgötterey vielmehr abhielten als dazu verleiteten. So sehr der jüdische Gottesdienst mit äußerm Prunke überladen gewesen, so wußten nichts desto weniger die Vernünftigern unter den Juden, daß ohne die innere Bedeutung aller dieser Prunk nichts als leerer Tand sey; und wie sorgfältig hatte nicht Gott in dem Decaloge vor dem Bilderdienste gewahrnet? Wie nachdrücklich hatte er nicht gegen den Opferdienst, ohne innere moralische Besserung des Herzens, geeifert? Wenn mich hungerte, sagt er Psalm L. 12, 13, 14, so wollte ich es dir nicht sagen: denn der Erdboden ist mein und alles, was darauf ist. Meinest du, daß ich Ochsenfleisch esse, oder Bocksblut trinke? Opfere Gott Lob und Dank, und bezahl dem Höchsten deine Gelübte! — der Opferdienst in dem Tempel war nicht weniger eine politische als eine religiose Anstalt. Nachdem z. B. Jeroboam von der Regierung

abtrünnig geworden, so fand er es nothwendig auch von der Religion abtrünnig zu werden; er sah wol, daß die Opfer, welche man nach Jerusalem bringen mußte, eben so gut ein Staats- als ein Religionsgeheimnis gewesen. Oder warum band der Gesezgeber dieselben so genau an bestimmte Form, Zeit, Volk und Ort? Mußte nicht so das Geld in den Mittelpunkt zurück — und daraus wieder hinweg fließen? Mußte nicht so jede Provinz an die Hauptstadt gebunden und mußten nicht dadurch die daselbst herschenden Gesinnungen und Sitten im ganzen Lande allgemein werden? allein warum ließ es die Vorsicht geschehn, daß diese Hauptstadt, daß der Tempel, daß der ganze Opferdienst zerstört, und zwar zu einer Zeit zerstört wurden, als nach einer herschenden Ueberlieferung der Meßias zu erscheinen bereit war? *) Ohne Zweifel deswegen, weil nunmehr die Scheidwand zwischen Juden und Heyden sollte weggeschaft, weil die ausschließende Nationalreligion in eine allgemeine Religion sollte verwandelt und der einzige wahre Gott von allen Völkern erkennt werden. Die ersten Christen also, die aus dem Judenthum kamen, hörten nicht auf Juden zu

*) S. Brand. Herr. Gebhardi Judaeus sui Pædagogus, Gryphiswald. 1691.

seyn, nur waren ihre Begriffe weniger grob, weniger abergläubisch und sinnlich als der übrigen Juden. Bruder du siehest, (sagt Jacob zum Paulus im Geschichtb. XXI. 20) wie viel tausend Juden sind, die gläubig worden, und sie sind alle Eiferer des Gesezes! Erst hernach sagten sie den Cäremonien ganz ab. Diese Revolution wurde dem Petrus in einem Gesichte zum voraus geschildert. Er sah (nach dem Geschichtb. X.) den Himmel geöfnet und ein Geschirr auf ihn herabsteigen, wie ein großes leinen Tuch, an vier Enden gebunden und auf die Erde hinab gelaßen; in demselben waren allerley vierfüßige Thiere der Erde und Vögel des Himmels; und eine Stimme geschah zu ihm: Steh auf, Petrus, schlacht und iß! — Petrus aber sprach: gar nicht, Herr, denn ich habe nichts gemeines oder unreines jemals gessen. Die Stimme sprach zum andern male zu ihm: Was Gott gereinigt hat, das mach du nicht gemeyn. — Am Ende der ganzen Begegniß gieng dem Apostel, der sonst noch immer ein so eifriger Israelit war, ein ganz neues Licht auf; voll Begeisterung schrie er: Nun erfahr ich in Wahrheit, daß Gott keine Person annimmt, sondern in allem Volke, wer ihn fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm. Der Gott des Christen ist also derselbe, den auch der Jude,

jedoch mehr unter sinnbildlichen Ceremonien, verehrt. Dieser Hilfsmittel aber wird bei allmählicher Entwicklung der Geisteskräfte, bei reiferm und reinerm Verstande auch Er nicht länger bedürfen. Die Hieroglyphen z. B. waren eine wolthätige Erfindung, allein nach Einführung der Schreibkunst würde es thöricht seyn, diese Hieroglyphen den Buchstaben vorziehn zu wollen; eine andre Lehrmethode wird für Geübtere, eine andre für Ungeübtere, und eben so ein andrer Religionsvortrag für die rauhere Vorwelt und wieder ein anderer für die aufgeklärtere Nachwelt, so wie andre Speisen für das Kind und andre für die Erwachsenen erfordert. Warum also bedienen wir uns zur Bekehrung der Juden nicht immer am liebsten derjenigen stufenweise fortgehenden Methode, deren sich die Apostel bedienten? So z. B. könnten wir uns des Buches Sohar gleichsam als einer Brücke bedienen, um so unvermerkt und nach und nach den Juden in den Arm der christlichen Kirche zu führen; in diesem Buche gränzen die jüdischen und die christlichen Religionsbegriffe so nahe, daß es bei vielen Gelehrten zweifelhaft bleibt, ob der Verfaßer desselben, R. Simeon Jochai, ein Christ oder ein Israelite gewesen. *)

*) S. Chr. Schœttgenii Dissertat. de libro Sohar. In Simlers Bibliothek werden unter Postells Hand-

Weit entfernt, Moses und Christus gegen einander zu sezen, laßt uns vielmehr jenen als Vorläufer von diesem betrachten. Das Gesez, sagt Paulus Galat. III. 24. ist unser Zuchtmeister gewesen auf Christum: nun aber so der Glaube gekommen ist, so sind wir nicht mehr unter dem Zuchtmeister. Hier ist weder Jude noch Grieche; hie ist weder Knecht noch Freyer; hie ist weder Mann noch Weib; denn ihr alle seyd Einer in Christo! Ich sage aber, fährt er fort in dem folgenden Kapitel, so lang der Erb ein Kind ist, so ist zwischen ihm und einem Knecht kein Unterschied, sondern er ist unter den Pflegern und Haus-Hofmeistern bis auf die Zeit, die von dem Vater bestimmt ist u. s. w. Wenn wir also den Juden von seiner Synagoge losreißen wollen, so habe es ja nicht das Ansehn, als wollten wir ihn irgend eines Vorteils oder Vorzugs berauben;

schriften auch folgende erwähnt: 1.) Zoharis Opus super librum Geneseos ex chaldæo translatum: in quo innumera latent secreta & mysteria, ac ostenditur, priscam priscorum Mosis auditorum doctrinam omnino esse conformem doctrinæ evangelicæ & reformationi judaicæ a Christo inculcatæ & suo Sanguine confirmatæ. 2.) Liber Behir ex chaldaicis translatus, in quo Successus regni Christi videtur. Auch sehe man Wilhelm Postells Schreiben an Conr. Pellican in dem Mus. helv. Part. XXVIII. n. 6.

vielmehr laßt uns ihm zeigen, daß wir ihm aus der Minorennität in die Majorennität der christlichen Freyheit versezzen. Seht also zu, sagt Paulus Colos. II. 8. seq. daß Euch niemand beraube durch die Philosophie und eitle Verführung, nach der Sazung der Menschen, nach den Elementen der Welt, und nicht nach Christo: denn in ihm wohnt alle Fülle der Gottheit leibhaftig, in welchem Ihr auch beschnidten worden seyd mit der Beschneidung, die ohne Hände geschieht, durch Auszeühung des sündlichen Leibes des Fleisches, nämlich durch die Beschneidung Christi u. s. w.

Und wenn Christus selbst, der so viele Wunder that, nicht durch unnatürlichen Sprung oder durch Wunderkraft, sondern Schritt vor Schritt den Juden zum Christen umbildete, warum folgen nicht wir der gleichen Methode? Ich hätte Euch noch vieles zu sagen, sprach er zu seinen Vertrauten, noch izt aber möget ihr nicht alles begreifen! Liebte er die Apostel weniger, nahm er sie weniger auf in seine Gemeinschaft, weil ihr Verstand noch von diesem und jenem Vorurtheile befleckt war? Weyhte er sie sogleich bei der ersten Unterredung in jene höhern Geheimniße ein, und erklärte er ihnen in tiefgelehrten, metaphysischen Vortrag das ganze System de communicatione idiomatum, die Lehre von beiden Naturen,

den gegenseitigen Einfluß derselben, das Verhältniß der drei Personen in der Gottheit, den Unterschied zwischen dem Ausgange des H. Geistes vom Vater durch den Sohn oder vom Vater und Sohne? — Unendlich von allem gleichgültigen Synkretismus entfernt, und eyfersichtig auf Beibehaltung jedes wesentlichen Punkts unsers Glaubens, werden wir nichts desto weniger auch hierinne die Behutsamkeit unsers Erlösers gewißenhaft nachahmen; wir werden beim Unterrichte nicht bei den schwersten Artickeln anfangen, sondern uns durch Einfalt und Leichtigkeit des Vortrags den sichersten Eingang verschaffen; auch nachher, beim Fortschritte, werden wir mit den schriftmäßigen Vorstellungen ja nicht unsre eignen Speculationen verbinden oder (nach Röm. XII. 3.) klug seyn wollen, über das was sich klug zu seyn gebühret u. s. w.

Fatal ists, daß auch die Juden, eben so wie die Christen oder Mahomedaner, in verschiedene Secten getheilt sind, deren jede, je nachdem sie mehr oder weniger von der Schrift abweicht, je nachdem sie reinere oder gröbere Begriffe hegt, auch eine besondre Behandlung erfordert. *) Allein

*) S. Joh. Christoph. Wolfii Tractatum Mardochæi Karæi cum accessionib. Hamburg. 1721.

haben nun einmal die sinnlichern Ideen, den geistigern wenigstens im allgemeinen und überhaupt Plaz gemacht, um so viel leichter werden wir alsdenn jenes Vorurtheil gegen die Niedrigkeit des Meßias, um so viel leichter jene Erwartung eines irrdischen Reiches zu bestreiten im Stande seyn.

Auch nach dem Zeugniße der Juden selbst ist die Zeit vorüber, die von Anfang her zur Erscheinung des Meßias bestimmt war. Nach einer alten Ueberlieferung sollte die Welt sechs tausend Jahre stehen;

Zwei tausend Jahre vor dem Gesez, zwei tausend Jahre unter dem Gesez, zwei tausend unter dem Meßias. In dem Abschnidte Chelek des Talm. Sanh. wird diese Ueberlieferung dem Elias zugeschrieben. *) Um sich aus der Verlegenheit heraus zu winden, geben viele unter den Juden zu, daß in der That der Meßias schon würklich gebohren sei, allein daß er sich ihrer Sünden wegen verberge, — er, welcher gleichwol kommen sollte, um unsre Sünden zu tilgen!

Allein gesezt auch, daß die Juden zugeben, der Messias seye schon würklich erschienen, so wer-

*) S. Schebbeth Jehuda citirt in Brand. Henr. Gebhardi Judæo sui Pædagogo ad Christum.

den sie ihn nicht ohne große Mühe in der Person des Jesu von Nazaret entdecken. Sie erwarteten einen König, einen Erretter, einen Eroberer, und dieser Jesus lebte in Armut und starb zwischen den Missethätern! Freylich geschah es, so wie es von Esajas LIII. vorher verkündigt worden: allein so groß ist die Verblendung der Juden, daß sie diese Weissagung auf Moses beziehen. Um eine Probe von der unglücklichen Anwendung ihres Scharfsinns zu geben, so laßt uns aus der Gemara Cap. I, 53. folgende Auslegung einschalten: *) "Warum, heißt es daselbst, verlangte Moses in das Land Israels einzugehen? Viele Geseze, dachte er, wurden den Juden gegeben, welche nur in Palästina können beobachtet werden; dahin also wünscht' ich zu gehen, um dem Volke ein Beispiel des Gehorsams zu geben. — Gott erwiederte, daß er den Willen für die That ansehen, und ihn dafür belohnen wolle. Darum will ich ihm (Esaj. LIII, 12.) die Menge zu Theil geben, und er wird den Raub der Starken theilen, darum, daß er seine Seele in den Tod ausgeschüttet und unter die Uebelthäter gezählt worden ist: der doch die Sünde der Menge tragen und die Uebelthäter vertreten wird. — Dafür werd ich ihn reichlich belohnen; seine Beute wird

*) S. Joh. Christoph. Wagenseilii Sota, S. 344.

er mit den Starken bekommen, mit Abraham, Isaac, Jacob, welche stark waren in Beobachtung meiner Geseze. — Weil er seine Seele in den Tod ausgeschüttet. — denn (nach 2. Mos. XXXII, 32. hatte er sich selbst aufgeopfert. — Und nun vergieb ihnen ihre Sünden! — Und er ist unter die Uebelthäter gezählt worden. Denn er war in der Zahl derjenigen, die in der Wüste starben. — Und er hat die Sünde der Menge getragen. — Weil er das Verbrechen der Verfertigung des güldenen Kalbes getilgt hat. Er hat die Uebelthäter vertreten. — Weil er für die abtrünnigen Juden um Gnade gefleht hat, u. s. w. „ —

Wenn ich dieses Müstergen der jüdischen Auslegungskunst angeführt habe, so geschah es, um ihren Antagonisten einen Wink zu geben, in welch einen Ocean sie sich hineinstürzen müssen, um jede Schriftstelle, jede Weissagung des alten Testaments nach dem eigentlichen Sinn zu erklären. Und so lang dieß nur bey einzelnen Stellen geschieht, wie wenig hat man gewonnen, da der Jude sich sogleich aus einer Verschanzung in die andre verbirgt? Anstatt also der einzelnen Stellen, sollten wir das ganze umfassen, wir sollten uns über den allgemeinen Gesichtspunct verstehen, und aus dem Genius des alten Volkes so wol als der morgenländischen Sprachen erhärten, daß sehr oft

dasjenige bildlich müsse ausgelegt werden, was die allzu sinnlichen Juden ganz buchstäblich erklären. Vor allem aus sollten wir uns über die eigentliche Beschaffenheit des meßianischen Reiches vergleichen. Hieher dient besonders, was Hulsius in der jüdischen Theologie aus dem R. Alschech angeführt hat. In der venetianischen Ausgabe von Maimonides Werkgen Jad fehlt eine merkwürdige Stelle, die wir aus einer Handschrift ergänzen, welche Dilherrus der Sebaldus-Kirche zu Nürnberg geschenkt hat; *) diese Stelle zeigt uns, warum die Juden unsern Jesus nicht als den Meßias anerkennen wollen: " Wenn es ihm nicht gelang, wenn er so gar getödet wurde, so folgt offenbar, daß er der Meßias nicht war. Von ihm gilt, was Daniel XI, 35. gesagt hat: Es werden auch etliche Verständige fallen, daß sie darinn geläutert, gesäubert und geweißget werden, bis die Zeit vollendet ist. — Auch von jenem, der sich für den Christus hielt, und der auf Befehl des Rathes zum Tode verurtheilt worden, hatte Daniel in gleichem Kapitel v. 14. geweissagt: Und was für ein grösserer Fall hätte geschehen können? Alle Propheten schreyn mit vereinigter Stimme: Christus

*) Hilchot Melachim Cap. XI, §. 4. und die lateinische Uebersetzung in Coccejus Sanchedrin —

wird Israel befreyn, und den Juden Heil bringen, und die flüchtigen sammeln, und die Satzungen bestätigen. — Jener aber war Ursache, daß Israel mit dem Schwerdt ausgereutet, daß das Gesetz abgeändert und der größte Theil des Erdreiches verführt wurde, einem andern als dem Jehova zu dienen. Allein kein Sterblicher kann die Gedanken Gottes ergründen; seine Wege sind nicht unsre Wege. Dieser ganze Handel nämlich, und so gar das Unternehmen desjenigen, der nach jenem auferstanden war, (ich meyne den Mahomed,) zielen nur dahin, dem Könige Christus den Weg zu bereiten, und die ganze Welt zum gleichen Dienste des Herrn zu führen. Denn zu derselben Zeit, sagt Zephonias III, 9. will ich die Lippen der Völker ändern, daß sie rein werden, daß sie alle den Namen des Herren anrufen, und ihm mit einer Schulter dienen werden.„

Und nun eben diese Weissagung des Zephonias, welche die Juden noch unerfüllt glauben, fieng mit der Erscheinung Jesu des Nazareners an in Erfüllung zu gehn, und je länger je mehr geht sie in diesen Zeiten des N. Testaments durch Ausbreitung der christlichen Lehre aller Orten in nähere Erfüllung. Keine Weltgegend, wo nicht der Namen Jesu Christi verkündigt werde! Allein keineswegs weltlich und politisch sind sein Einfluß und seine

Regierung; nicht mit dem Schwerdte, sondern mit seinem Unterrichte will er die Herzen erobern; er herrscht als ein Weiser und seine Weisheit kömmt aus der Höhe; im erhabensten Sinne heißt es von ihm:

— — Sapiens uno minor est Jove, dives,
Liber, honoratus, pulcher, rex denique regum.

Umsonst daß die Juden einen weltlichen Eroberer, umsonst daß sie die Wiederherstellung der heiligen Stadt und die Erneuerung des Tempels erwarten: Auch Jonathan selbst zieht jene Stelle bey Esajas XXV, 1, 2. auf Jerusalem, und mehrere Rabbiner *) halten die Beschreibung jenes dritten Tempels bey Ezechiel XL. für eine Allegorie, unter welcher die Gemeinschaft aller ächten Gottesverehrer vorgestellt wird. Nach Nezach Isr. F. 48, ist der Meßias ganz geistlich und von der Welt abgesöndert. Wenn er schon würklich erschienen ist, (wie er denn nach den prophetischen Anzeigen erschienen seyn muß,) warum sollte er die Israeliten nicht vorlängst in ihr väterliches Erblande zurückgeführt, warum nicht vorlängst ihre ehmalige Staats- und Religionsverfassung wieder hergestellt, und ihnen alle Völker unterjocht

*) S. Const. l'Empereur in praef. Com. Middoth und Calov. Bibl. illustr.

haben? Da dieses nicht geschehen ist, folgt nicht hieraus, daß er kein weltliches, sondern ein geistliches Reich habe aufrichten wollen, — eine Gesellschaft wahrer Gottesverehrer, deren Beschaffenheit unter jüdischen Sinnbildern vorgestellt wird? Mehrere Rabbinen scheinen dieses selbst zu erkennen. *) Das Himmelreich erklären sie für die Herrschaft über die Sünde; das Land Kanaan ist ihnen ein Sinnbild von der Gemeinschaft der Heiligen und von der himmlischen Glückseligkeit. Wenn es bey Ezechiel XXXVI, 20. von den Israeliten heißt, daß sie aus dem Lande des Herrn ausgezogen seyn, so sagt dieses nach dem Targum nichts anders als daß sie das Gesetz des Herrn verlassen haben. Um also in dieses Lande, d. i. zu den Geboten des Herrn zurückzukehren, bedarf es keiner andern Rückkehr als der inneren Bekehrung des Herzens. 5. Mos. XXX, 11, 12. Das Gebot, das ich dir heut gebeute, ist dir nicht zu wunderbar noch zu ferne; es ist nicht im Himmel, daß du möchtest sagen: Wer will uns in den Himmel fahren und uns dasselbe bringen, daß wir es hören und thun? Es ist auch nicht jenseit des Meeres, daß du sagen möchtest: Wer will uns über

*) Bech. f. 52. Medr. Till. Psalm. XIV, §. 1. Ir Gibb. S. 73, S. 116, S. 123.

das Meer fahren, und es uns bringen, daß wir es hören und thun? Denn das Wort ist sehr nahe bey dir, in deinem Munde und in deinem Herzen, daß du es thuest. —

Wenn wir indeß den Juden zurecht weisen wollen, so müssen wir nicht weniger in der Zeitrechnung als in der Auslegungskunst geübt seyn. In dem Talmud so wol als in andern jüdischen Büchern wird der Person Jesu sehr oft also erwähnet, daß es schwer ist zu entscheiden: Ob unter dieser Person der Nazarener oder irgend ein andrer verstanden werde? — Zur Probe liefern wir aus der Gemara folgende Stelle:

" Nachdem die Verfolgung der Pharisäer aufgehört hatte, kehrte R. Josua bey Parachia zurück von Alexandrien nach Jerusalem. Unterwegs ward er mit seinem Schüler Jesu von einer Wirthin sehr ehrerbietig empfangen. Indem Josua die Wohnung betrachtete, rief er aus: Wie sie so schön ist! — Der Schüler glaubte, daß von der Wirthin die Rede sey, und sagte: Es ist wol wahr, aber ihre Augen liegen zu tief im Kopfe. Ganz ergrimmt schrie izo der Lehrer: Du Ruchloser, und du siehst so genau nach den Augen eines fremden Weibes! — Damit that er den Schüler in den Bann und verwünschte ihn mit den schrecklichsten Flüchen. Seither flehte dieser tagtäglich,

daß ihn der Lehrer wieder aufnemmen möchte; er flehte vergeblich. Endlich schien der Lehrer besänftigt und streckte nach Jesu die Hand aus; dieser verstand den Wink nicht und glaubte, daß ihn der Meister wegstossen wolle; er flüchtete sich, gerieth unter die Abgötter, richtete ein Denkmal auf, bethete es an, und verführte auch andre; auf solche Weise wurde der Schüler des Perachia ein Zauberer, ein Betrüger, der das Volk Jsrael verblendete. „ *)

Wenn nun Seldenus behauptet, daß hier die Gemara von unserm Erlöser rede, so behauptet Galatinus hingegen, daß ein ganz andrer Jesus gemeint sey, und auf seiner Seite sind mehrere Juden. " Ausdrücklich heißt es in dem Baal Schalschel. Hakkabbala dieser Josua Ben Parachia und Simnon Ben Schetach hatten im Jahr der Welt 3621, oder im Jahr 213. nach Erbauung des Tempels zu Lehrmeistern den Juda Thabäi und den Nethäi. Dieser Josua hatte niemals jenen Mann, (den ich nicht nennen mag,) zum Schüler gehabt, wie einige wähnten; dieser war ein andrer; er lebte um die Zeiten der Schüler Hillels und Schamäi, siebenzig Jahre vor der Zerstöhrung unsers Tempels; damals geschahn jene Wunder. „ — Gleicher

*) Wagenseils Excerpta Gemarae. S. 1052. sq.

Mei-

Meinung ist auch R. Solomon Sevi von Offenhausen: „ So ist der Jeschu, sagt er, davon die Gemara schreibt, in selben Zeiten gewesen wol 130 Schnah vor dem Jeschuah Nozri, der Christen Maschiach, welcher erst in Zeiten Herodes, Hillel und Schammài nit lang vor den Chorban gebohren worden. Drum sag ich nochmal vor mein Person, daß unser Talmud von einem andern Jeschu gesagt hab. Also finden wir nichts von seinen Geschichten, allein was Josephus in dem Buch, das er den Römern gemacht hat, geschrieben, da er von Johannes dem Täufer was Meldung thut. Daß aber unsre Eltern so gar nichts von Jeschu der Christen Maschiach schreiben, ist die Ursache, daß keinem Juden nichts mit gedient ist. Das Wiederspiel aber, es möcht leicht einer geschrieben haben, das uns zu unstatten und zu Argem ausgelegt würde, wie leyder uns täglich geschieht. Denn unsre Eltern und Talmudijim haben gesehn, daß sich die Christen Religion von Tag zu Tag stärkt; so haben sie, so viel sie gekönnt haben, inngehalten. „

Ganz der entgegengesezten Meinung hingegen ist Abraham Zacutus *) in dem Buche Juchasin: „ Wahr und begründet, sagt er, ist die Ueber-

*) S. 16, b. Nach der Krakauer Ausgabe 1580.

lieferung der Vorältern, daß jener Mann (den ich nicht nennen mag) ein Schüler des Josua Ben Perachia gewesen. — — — — — — — —
Freylich ist also dieser Mann im Vierten Jahre der Regierung des Jannäus II. mit dem zunammen Alexanders, gebohren; dieses fällt in das Jahr 263. vor der Zerstörung des Tempels und in das ein und fünfzigste Jahr der Chasmonäischen oder Maccabäischen Regierung, also im Jahr der Welt 3671. Von dieser Meinung soll man nicht abgehen, obgleich die Anhänger dieses Mannes behaupten, er sey unter der Regierung des Herodes gebohren, im Jahr der Welt 3760, und fünf und dreißig Jahre vor der Zerstörung des Tempels im zwei und dreißigsten Jahre seines Alters ans Kreuz geheftet worden. Dieß erdachten sie darum, damit sie vorgeben könnten, der Tempel sey bald hernach wegen unsrer an ihm verübten Missethat umgekehrt worden. „ Die gleiche Behauptung finden wir auch bei Aben-Esra über Daniel XI. 14.

Wenn es auf der einen Seite nicht eines jeden Proselytenwerbers Sache ist, diese und ähnliche Wiedersprüche aus dem Wege zu raümen, so dienen auf der andern Seite diese Wiedersprüche selbst zur Beschämung der Juden. Wie wenig Zutrauen z. B. verdient nicht ein Lipmann, wenn er in dem Talmud unsern Jesum bald findt, bald

wieder behauptet, daß seiner in diesem Buche nicht gedacht werde?

Noch machen wir zum Beschluße folgende Betrachtung, die auch schon von Wagenseil und andern gemacht worden:

Gleichwie der Arzt schwerlich die Krankheit zu heilen im Stande ist, wenn er nicht vorher die Quellen derselben entdeckt hat, so können auch wir die Juden niemals ganz und im Grunde bekehren, bevor uns alle ihre Einwendungen gegen das Christenthum aus ihren eigenen Schriften genau und vollständig bekannt sind. Eben so unbillig als unklug ist es, wenn diese Verirrten durch unsre Intoleranz von ganz freymütiger Entdeckung aller ihrer innersten Herzensgesinnungen abgeschreckt werden; wenig Zuversicht auf unsre gute Sache verräth es, wenn wir aus frommem Betrug bald selbst die Schriften der Juden verstümmeln, bald auch sie zur Verstümmlung oder zur Verheimlichung derselben verleiten. Nur der Lügengeist hüllt sich in Finsterniß; die Wahrheit scheuet das Licht nicht; vielmehr triumphirt sie im Lichte.

Eigentlich erst im eilften Jahrhunderte entstanden auch aus dem Schooß der Synagoge scharfsinnige Gelehrte; von den Arabern, damals dem tiefsinnigsten Volke, lernten auch die Juden, so wie die Christen, jene subtile Dialectik. Aben-

Esra ward Stifter einer vernünftigern Lehrform; häufig hatte sich Spinoza seiner Schriften bedienet. — Lange nach dem Aben-Esra, im dreizehnten Jahrhunderte, erschien Maimonides; seither wurden in dem Chore der Rabbinen verschiedene, wichtige Schriften und Bücher erzeuget. Mit Recht bedaurt es Wagenseil, daß eine Menge derselben durch den unzeitigen Eifer der Christen unnüz gemacht worden. — Im Jahr 1687 wurden die Streitschriften gedruckt, welche der Gelerte Rabbi Orobio mit dem gelerten Philipp Limborch gewechselt, und diese Schriften sind ein Muster einer eben so höflichen als scharfsichtigen Methode Controversen zu führen; von Limborchen haben wir auch eine Wiederlegung des Uriel Acosta. — Zwo der wichtigsten Schriften gegen das Christenthum sind Toldos Jeschu und Chissuck Emuna. *) Von dem erstern Werkgen, welches eine Lebensgeschichte Jesu enthält, schreibt Ernst Ferdinand Heßen, ein bekehrter Jude, in seiner jüdischen Zuchtruthe, Th. I. C. 3. in folgenden Worten:

" Diese izt erzälte Fabel bekennt ihr Juden vor keinen Christen und ließt Euch lieber erwürgen, ehe

*) Jo. Christoph. Wolfii Tract. Mardochei cum Obs. de libro Judaeorum antichristiano Chissuck Emuna; wie auch Wagenseilii Tela ignea Satanae nebst desselben Sota und den Correctionib. Lipmannianis.

Ihr sie einem Christen offenbar macht, wollt auch euern Kindern hievon keine Wissenschaft thun. Ich hab einsmals gehört von meiner Mutter Schwester, die einen einigen Sohn, den sie lieb hat gehabt, und ihm erzählet diese Dinge, da ich von gesagt, darneben hätte sie ein klein Büchlein, etwan bei vier Bögen Papier begriffen, so geschrieben war, das nennt sie Doldus Jeschu, das ist, von der Geburt Jesu; aber nach diesem Büchlein hab ich die Tage meines Lebens viele Mühe und Arbeit angestellt, aber nirgends zu sehen bekommen, denn es bei den Juden so heimlich gehalten wird, daß auch der hunderst Jud, kaum dasselbe mag zu lesen kriegen, und das Büchlein soll aller Laster voll seyn, die sie lügenhaft von Jesu Christi Geburt, Leben und Wandel geschrieben haben. Ich bitte hiemit geistlich und weltlich Obrigkeit, alle die so Juden unter ihrem Gebiet wohnend haben, daß sie dieselben mit großem Ernst dahin halten und zwingen laßen, daß sie dieses Büchlein hervor geben müßen, denn nach meiner Behaltnuß würde man viel Secreta und verborgene Heimlichkeit finden." Aus dieser selzamen Legende führen wir zur Probe folgende Stelle an, welche Wagenseil in seinen Commentar des Buches En Jacob eingerückt hat: *) " Und Jesus sagte:

*) S. Excerpta Gemarae Cap. X, S. 1048. sq.

haben nicht Esajas und David und alle meine Voraltern von mir geweißagt? — Der Herr hat zu mir gesagt du bist mein Sohn; heut hab ich dich gebohren. Und an einem andern Orte: der Herr hat zu meinem Herrn gesagt, sitze zu meiner Rechten. Nun werde ich zu meinem Vater hinaufsteigen, der im Himmel wohnet, und zu seiner Rechten sitzen, und ihr werdet es mit euern Augen sehen. Du aber, Juda, (immer hast du bisher mit Mir wegen der Wunderkraft gewetteifert und bist mir entgegen gewesen;) du wirst dich keineswegs so hoch erheben. Hierauf sprach Jesus den unnennbaren Namen Gottes aus; plözlich erhob ihn ein Windsturm in die Mitte zwischen Himmel und Erde. Judas sprach izo den gleichen Namen aus und auch ihn erhob ein Windsturm in die Mitte zwischen Himmel und Erde. Auf solche Weise flatterten sie beide hin und her in den Lüften, zu größtem Erstaunen der Zuschauer. Zum zweiten male nennte Judas den göttlichen Namen, und damit ergrif er Jesum, um ihn auf den Erdboden hinunter zu stürzen; Jesus aber that eben daßelbe und so kämpften sie immer gegen einander. Judas fühlte die Unmöglichkeit seinen Gegner zu entkräften, und nunmehr besudelte er diesen mit unreinem Waßer; auf solche Weise beiderseits verunreinigt, fielen sie zur Erde,

und bevor sie sich gereinigt hatten, konnten sie sich des göttlichen Namens nicht mehr bedienen.„

So ungern ich das Papier mit solchen wahnsinnigen Legenden beflecke, so lebhaft überzeugt uns gleichwol die Anführung derselben, wie ungemein viel giftiges Unkraut aus der Imagination des Juden müße weggeräumt werden, bevor wir freyen Zugang zu seiner Seele erhalten und in dieselbe den Saamen der Warheit mit Erfolge ausstreuen können. Je mehr der Jude an Traümereyen, an Zauberbilder und andre aberglaübische Ideen gewöhnt ist, desto mehr gehören eine gesunde Logik und Naturlehre zu den vorläuftigen Kenntnißen, ohne welche keine wahre, reine und feste Religionskenntniß Plaz hat. — Noch bemerken wir, daß dieses Toldos Jeschu Jesu eine schimpfliche Geburt zuschreibt; das Buch muß ungemein alt seyn; in demselben wird unsrer Evangelien mit keinem Worte gedacht; gründlich ist es von Origines wiederlegt worden.

Das andre Buch gegen das Christenthum, welches wir noch anführen wollen, ist das berüchtigte Chißuck Emuna, welches zuerst von Wagenseil in den Telis igneis Satanæ bekannt gemacht worden. Der Karaite Mardochäus schreibt dieses Buch dem R. Isaac Ben Abraham zu. Dieser Rabbi lebte an den Gränzen von Lithauen und starb im J. C.

1594. Von einem seiner Schüler wurde diß Werk fortgesezt. *) In denselben liest man folgende Fabel: " Ein Monarch befahl, unter Bedräuung des Martertodes, einem Juden, einem Galiläer und einem Mahomedaner, daß jeder von ihnen seine Religion ändern, dabei aber Freiheit haben solle, eine von den beiden andern zu wählen. Der Christ sprach: Weil ich entweder sterben oder ändern soll, so zieh ich noch immer den Moses dem Mahomet vor; die Christen sind älter als die Mahomedaner, und Moses ist älter als Jesus; also werde ich ein Jude. Der Mahomedaner sprach: Ich mag kein Christ werden; noch lieber ein Jude, weil doch die Juden den Vorrang und das Recht der Erstgeburt haben. Deine Majestät, sagte der Jude, sieht ja, daß ich weder dem christlichen noch dem mahomedanischen Gesez ergeben seyn kan; denn beide, der Christ und der Mahomedaner, geben meinem Geseze den Vorzug. Durch diese Vorstellung wurde der Monarch bewogen, auch selbst ein Jude zu werden. „ Credat Judæus appella! Wenn das hohe Alter entscheidet, so ist im Wesentlichen das Christenthum so alt als die Welt; es enthält alle Lehren des alten Testaments, nur

*) S. Joh. Christoph. Wolfii Accessiones ad Notitiam Karaeorum, S. 40, 41.

vollständiger und reiner. Alle diejenigen, welche nach der Vernunft oder nach dem Logos gelebt haben, sagt Justin der Martyrer, *) sind in gewißem Sinne auch schon vor der Geburt Christi Christen gewesen.

*
* *

Das Verzeichniß der jüdischen Schrifsteller sehe man in J. C. Wolfen Biblioth. Hebr. P. I. das Verzeichniß der Wiederleger des Judenthums in des Fabritius Biblioth. græc. Vol. VII.

III.

Von Vorbeugung des Kindermordes.

Bevor wir die Heilmittel, müssen wir die Quellen des Uebels erforschen; alsdenn werden wir finden, daß beyde Extreme gleiche Würkung erzeugen; daß, gleichwie Armuth und Ueppigkeit, Barbarey und Verfeinerung, Klügeley und Dummheit sich an verschiedenen Enden berühren, sie auch zu gleichen Thaten verleiten. Sobald man an

*) S. Justin im Anfang des Trypho. Röm. II, 11. Ephes. VI, 8, 9. Coloss. III, 24, 25. 1 Petr. I, 17. Gesch. der Ap. X, 34, 35. Zürcherscher Catechism. Frage LX.

günstiger Versorgung der Kinder verzweifelt, so wird man als Beschwerde und Bürde die Mutterwürde, als Hausfluch den Kindersegen betrachten. Wenn die Spartanerinn zur Wegsetzung eines unbehülflichen Geschöpfes Hand giebt oder wenn die Negresse am mütterlichen Busen das ihrige würget, kann nicht auch selber die Dame, die in noch so feiner und aufgeklärter Welt lebt, blos der Schönheit oder Bequemlichkeit wegen, auf diese oder auf andre Weise die Natur hintergehn und Geburt oder Empfängniß verhindern? Gar bald wird man sich fälschlich bereden, daß ein Kind noch kein Mensch, daß ein nicht ausgebohrnes Kind weniger als ein Kind sey. Wir mörden ja das Kind nicht, werden sowohl Wizeley als Dummheit behaupten, — wir unterlassen blos die Sorge für seine Erhaltung; gesezt auch, daß schon die bloße Entwendung dieser Vorsorge würklicher Mord sey, so ist es der Mord eines Embryons, eines noch ganz thierischen Wesens; einem solchen das Daseyn zu rauben oder desselben Entstehung zu hindern, bedeutet wohl nicht mehr als z. B. das Zertreten eines Insectes; wer schont eines solchen, sobald von seiner Vertilgung die ganze Ruhe des Lebens abhängt?

Und wenn nun zuweilen auch selber verehlichte, wie vielmehr werden nicht unverehligte Frauens-

personen unter den Feigenblättern solcher Sophistik ihre schändliche Blöse verbergen? Indem die Selbstbetrogene nur die Bitterkeiten der Liebe ohne ihre Tröstungen, nur die Mutterleiden ohne die mütterliche Freuden empfinden; indem sie zugleich mit der Blüthe der Keuschheit und mit dem braütlichen Kranze den ehlichen Schuz, die Theilnehmung eines Gatten, den segnenden Zuruf der Kinder, das ganze Glück des haüslichen Lebens verlieren, wird es ihnen nicht vielmehr Mitleid als Grausamkeit scheinen, wenn sie die vaterlosen Waysen von der Last und Schande des Daseyns befreyn? Weit seltner wird wiederholte, öffentliche, herrschend gewordene Ausschweifung als jugendliche Schwachheit und verführte Unschuld, weit seltner Gefühllosigkeit als überspannte Empfindung, weit seltner gänzlicher Mangel der Ehrliebe als schiefe Richtung derselben zum Kindermorde verleiten.

Das erste Mittel also zur Verhütung auch dieses Verbrechens liegt wohl hauptsächlich in der frühen Bildung des Geistes und Herzens. Nicht selten ists Mangel an Erziehung und Unterricht, Mangel an Aufsicht und Nachfrage, wenn der Mensch, welcher der Gesellschaft hätte nüzlich seyn können, ihr zum Verderben gereichet. Hier ist es wo der Lehrer und Prediger mehr zu thun

im Stand ist als vielleicht selbst der Gesezgeber und Richter! Wenn jene weniger dogmatisiren; als moralisiren; wenn sie weniger bey Gemeinplätzen still stehn, als sich über jeden besondern Zweig der Pflichten verbreiten; o wie vielen Segen werden sie nicht alsdenn über ganze Haushaltungen und ungeborne Geschlechter ergiessen? Wie viel Böses hingegen werden sie stiften, wie viel Gutes verhindern, wenn es ihnen entweder an Eifer ganz fehlt, oder wenn ihr Eifer nicht klug ist! Nicht bloß auf die Folgen der Unkeuschheit, auch auf Verwahrungsmittel gegen dieselbe müssen sie aufmerksam machen; wenn sie indeß gleich weisen Aerzten am liebsten dem Ausbruch der Krankheit vorbeugen, so werden sie gleichwol, nach fruchtloser Vorkehr, immer noch auf Heilmittel, und zwar auf solche bedacht seyn, welche die Krankheit aus der Wurzel vertilgen, und nicht in neue, gefährlichere Krankheiten verwandeln. Eben so schädlich ist allzustrenge, wie allzugelinde Behandlung des Uebels; eben so schädlich ist es, wenn seine Folgen in allzuschwarzen, als wenn sie in allzusanftem Lichte dargestellt werden. Wenig denkt man vielleicht in letzterm Falle auf ernstliche Besserung, wie leicht aber wird man nicht im erstern Fall in hofnungslose Verzweiflung gerathen? Weh denn demjenigen, der vergißt, daß man auch gegen das

Laster ungerecht und grausam seyn kann! Weh ihm, wenn er durch blinde Verfolgung dasselbe in grundlose Tiefe noch grösserer Laster hinabstürzt, wenn er die Unkeuschheit so fürchterlich anklagt, daß sie in aüsserster Verwirrung keine Rettung mehr sieht als im Kinderblute der Unschuld! Warum denn will man nicht lieber durch das reizende Gemäld der Tugend als durch das abscheuliche Gemäld des Lasters den Sterblichen rühren? Ist er nicht völlig verdorben, so malt ihn das Glück eines ehrbaren Wandels, malt ihn die schöne Blüte der Keuschheit und alle ihre herrlichen Früchte im wahren, seligen Glanze: Ist er schon hinüber gegangen in grauenvolle Labyrinte des Lasters, alsdenn dürft ihr freylich die Augen ihm öfnen, doch nicht, um ihn zu betaüben, daß er voll Angst und Schrecken sich tiefer in den Irrgängen und Abgründen verliere, vielmehr um ihn mit Vaterhand zurück auf die Pfade der Tugend zu führen. Oder wozu denn, daß Ihr z. B. die Folgen der Schwächung unendlich vergrössert? Indem Ihr durch übertriebnen Vortrag jede Rückkehr zur Tugend, zur Ehre, zum Glücke des Lebens gleichsam gänzlich versperret, was thut Ihr? Muthlos beredt sich die Sünderin, nichts mehr weder gewinnen noch verlieren zu können; auf einmal glaubt sie sich alles Zutrauens, alles Beystandes, jedes Zutrittes

in guter Gesellschaft, jeder Hofnung zu ehlicher Verbindung, jeder Freude des Lebens, jedes anständigen Unterhaltes beraubet; voll tiefen Gefühles gänzlicher, unwiederbringlicher Schändung ist für sie keine neue Entehrung, und wie bald wird sie nicht alsdenn im Taumel wiederholter Ausschweifungen die Folgen des ersten Fehltritts vergessen? Doch vielleicht ergreift sie Schauer und Abscheu bey dieser entsetzlichen Aussicht; allein in schwarzer Verrückung der Sinne wird sie durch Kindermord die lange Kette des Jammers zerreissen! Und so wag ichs denn, nochmal zu fragen: Wozu wol, daß Ihr die Folgen der Schwächung unendlich vergrössert?

Zur Vergütung des Schadens, zur Besserung des Fehlbaren, zur Warnung der andern dienen die Strafen; in so fern sie diese Absicht erreichen, so scheinen die gelindesten immer die besten. Eben nicht strenge sind diejenige, die auf das Laster der Unzucht von der Regierung gesezt sind. Wenn das geschwächte Mädchen die Geldstrafe bezahlt, wenn es sich mit dem Vater des Kindes zur Pflege desselben anheischig gemacht und Kirchenbusse gethan hat, alsdenn ist der oberkeitliche Richter befriedigt: Allein nicht so das Publicum, ein weit furchtbarerer Richter. Der Ruf und die öffentliche Meinung strafen immer noch, sie strafen weit

härter und wiederholen von einem Tage zum andern die Strafe. Und wer giebt ihnen dieses gesezgebende, richterliche Ansehn? Warum sein Einfluß weit weniger mächtig bey so mancher, andern Vergehung? Warum auch bey diesem Laster der Unzucht weit weniger schrecklich für den Vater als für die Mutter des unehlichen Kindes? Freylich gestehen wir gerne, daß die öffentliche Meinung auch alsdenn Achtung verdiene, wenn sie gleich irrig seyn sollte; wir gestehen, daß sie nicht immer irre, daß sehr oft ihr Ausspruch in den ewigen Gesezen der Natur selber gegründt sey: Ob aber auch gerade in diesem Fall Volkesstimme Gottes Stimme seyn werde? Dieses verdient nun nähere Beleuchtung:

Die Folgen des Bösen sind entweder natürlich oder sie sind willkürlich; zu jenen verhalten sich diese wie z. B. der äussere Geldwerth zum innern Gewichte; gleichwie diese, so müssen auch jene in einander gegründt, und im Unterschied von einander nicht allzu entfernt seyn. In so fern uns freylich Gesez und Vertrag einmal bekannt sind, in so fern wir uns zur Beobachtung derselben verpflichten, so müssen wir auch die willkührlich angenommenen Strafen gedultig ertragen, und gesezt auch, daß sie mit dem Vergehen noch so wenig in natürlichem Gleichgewicht stehen: In so fern es aber

um Einführung eines neuen Gesezes oder Vertrages zu thun ist, so werden Klugheit so wol als Menschheit richtiges Ebenmaß zwischen Ursachen und Folgen, zwischen Vergehung und Strafe erfodern.

Die Richtung, welche die bürgerliche Gesellschaft dem Geschlechtertriebe gegeben hat, zielt so wol auf fortdaurende Gemeinschaft der Ehgenossen als auf Erziehung und Pflege der Kinder. In so fern dieser Zweck oder die Knüpfung des ehlichen, haüslichen, bürgerlichen Gesellschafsbandes bey seite gesezt wird, so ist die Befriedigung des Naturtriebes der Ordnung und Sicherheit so wol im Staat überhaupt als in besondern Familien zuwider. Die Geseze müssen sie ahnten. Die Ahntung dient theils zur Vergütung des Schadens, theils zur Abschreckung vom Laster.

Gleichwie den Schaden, den eine solche bloß sinnliche Vermischung verursacht, vielfach und verwickelt ist, so ists auch die Vergütung desselben; Vergütung nicht nur für das Kind, zu dessen Verpflegung die Aeltern verurtheilet werden; auch noch Vergütung für die ganze Gesellschaft. Und was hat denn diese zu fodern? Häusliche Ordnung und Sicherheit. Damit der Vater nicht immer wegen Verführung der Tochter bekümmert seyn müsse, damit nicht jeder Jüngling in Gefahr stehe, anstatt

einer

einer Jungfrau, eine Dirne zu freyen, damit nicht die Verachtung und Abneigung des ehlichen Bandes allgemein werde, wenn man ungestraft auch ausser dem Ehestand den Naturtrieb zu befriedigen im Stand ist, so muß jede solche gesezlose Befriedigung des Naturtriebs entehren. Je dringender der Reiz zu einer sträflichen Befriedigung, je weniger schwierig diese Befriedigung selber seyn wird, desto grösser muß auch die Strafe seyn; Würkung und Gegenwürkung, Gewicht und Gegengewicht müssen einander entsprechen. Weh denn dem Volke, unter welchem die Unkeuschheit aufhört Schande zu seyn, unter welchem sie wol gar als freye Lebensart, als Galanterie und Weltton geehrt wird! Nichts desto weniger, weh auch dem Volke, unter welchem die Schändung mit dem Vergehen in keinem Ebenmaß stehet, unter welchem sie neue, geheime, grössere Verbrechen erzeuget! Aus Furcht vor gänzlicher, unwiederbringlicher Schändung wird man derselben durch die abscheulichsten Greuelthaten zuvorkommen; anstatt einfacher Hurerey werden verborgene Ehebrüche, Blutschanden, unnatürliche Sünden, Kindermorde entstehen! Es sey denn, daß die Hurerey entehre, aber nicht lebenslang schände; es sey denn vielmehr, daß Keuschheit geehrt als Unkeuschheit

entehrt werde; in so fern einige Entehrung dieser lezteren unvermeidlich seyn wird, so sey sie so gering als immer möglich; dieselbe geh vielmehr, wie bey so vielen andern Vergehungen, bloß auf die jedesmalige That und Verschuldung als auf die ganze Person, auf den Carakter, auf die übrige Zeit des künftigen Lebens! In jedem andern Falle, tritt der einmal Gebüßte in alle bürgerliche Rechte zurück und ungestraft darf niemand seine Ehre, seinen guten Namen verlezen. Wenn die Lüge zurückgenommen, wenn Verläumdung und Schmähung durch Ehrenerklärungen getilgt sind, alsdenn sind solche Vergehungen in der bürgerlichen Gesellschaft vergessen; der Lügner heißt nicht länger Lügner, der Verläumder nicht länger Verläumder, und warum denn einmal Hure immerhin Hure? Warum denn ist bey dieser der Schandfleck nicht wenigstens eben so tilgbar als z. B. beym Hürling? Freylich je grösser bey weiblicher Schwäche der Reiz zur Verführung seyn mag, desto nothwendiger bedarf sie der Schamhaftigkeit zur Schuzwehr: Allein wenn durch die erste, profane Berührung, die keusche, jungfräuliche Blume auf einmal, ganz und für immer verwelket, ists nicht vielmehr die Schuld der allzustrengen Geseze, der unerbittlichen, öffentlichen Meinung als des unbesonnenen Mäd-

chens? *) Auch ohne Last und Drückung der er- stern wird immer tief genug, dieses leztere die Fol- gen der Täuschung, der Betrug des Buhlen, die Schwierigkeit künftiger Versorgung, die Schädi- gung des eigenen Leibes, kurz, die ganze Verle- genheit ihrer Umstände empfinden; mit Schmerzen wird das Mädchen die Entblätterung des heiligen Kranzes bewäinen; bey mehrerer Schonung hätt' er von neuem geblühet, und nunmehr wird er durch Sturm lauten, anhaltenden Geschreys für immer und gänzlich zerrissen! Welch ein selzamer, un- natürlicher Kontrast! Mit den Sitten des acht- zehnten Jahrhunderts werden noch immer in man- cher Rücksicht Begriffe und Meinungen alter, rit- terschaftlicher Zeiten, mit kalter Philosophie des Nordens spizfündige Chimären des Orients und Südens verbunden; eifersüchtig bleibt man noch immer auf den Namen der Jungferschaft, an sie selber glaubt man so selten; geizig wird in den Be- völkerungslisten jede Hand zum Broderwerbe be- rechnet, und an manchem Orte wird noch dem unehlichen Kind jedes ehrliche Erwerbsmittel ge- raubet! An wem aber steht es, die Nazionalbegrif- fe zu läutern? Ohne Zweifel, daß, nebst den Consistorien und Gerichtshöfen, der Lehrer und

*) S. C. Just. B. 5. T. ad S. C. Orphitian.

Prediger, der populäre Schriftsteller hiezu das meiste beytragen können! *) Ungeachtet die Gattinn, besonders bey langer Entfernung des Gatten, eben aus Besorgniß grösserer Bestrafung des Ehebruches, vielleicht so gar zur Abtreibung der Frucht und zum Kindermorde verführt werden kann, so sehen wir darum nicht ein, wie leztrer Missethat grössere Gelindigkeit gegen das erstere Verbrechen vorbeugen könnte. So groß hingegen die Verschuldung des männlichen Ehebrechers immer auch seyn mag, so ist sie es doch allemal weniger als die Verschuldung des ehebrecherischen Weibes. Trieb ein Ehemann, sagt Michaelis im mosaischen Rechte, Th. V. §. 259, unter den Juden Unzucht mit einer ledigen Person, so hieß es bloß Hurerey. Freylich merkt der Verfasser auch an, daß unter uns ein solches Vergehen nicht blosse Hurerey sey, in so fern bey uns Mann und Weib gleiche Rechte besizen. Hiebey kömmts auf den gegenseitigen, freyen Vertrag an; die Aufhebung desselben kann das beleydigte Weib eben so gut als der beleydigte Gatte begehren: Wenn aber jenes den untreuen Gatten begnadigt, wird nicht die Bestrafung dieses leztern so eingerichtet seyn müssen, daß, indem

*) S. Voyages en différens pays de l'Europe en 1774, 75, 76. T. I. Littr. I. S. 20. en Suisse 1778.

selbige die verlezte, bürgerliche Ordnung versöhnet sie nicht zugleich für die ohnehin gekränkte Gattinn zu grösserer Kränkung gereiche? Scheint aber nicht dieses zu geschehen, wenn der Ehebrecher nicht bloß am Leib und durch Gefangenschaft, sondern durch Entsezung seiner Aemter gestraft wird? Der besorgte Verlust des Brodkorbes hat wol ehe eine solche Gattinn verleitet, zugleich mit dem schuldigen Gatten und mit seiner Dirne zum Kindermorde Hand anzulegen.

Ueberhaupt also, indem ihr die Unzucht bestrafet, so macht ihr den Rückweg zur Tugend nicht unmöglich. Unlängst noch hab ich eine Kindesmörderin gesehn, die nur die Hurerey, nicht weder den Tod des Kindes noch ihren eignen bewäinte. Den Tod sah sie an als einziges Mittel gegen das Elend so wol für sich als für die Frucht ihres Leibes. Keine Vorstellungen würkten, biß ich anfieng ihr in dem anschaulichsten Detail zu zeigen — weniger, wie sehr sie unglücklich geworden als vielmehr, wie glücklich sie, ungeachtet ihrer Vergehung, immer noch hätte seyn können. Ueber Busse und Besserung, sprach ich, freuen sich Menschen und Engel; durch eingezogene Sitten, durch Fleiß und Treu vertilgt man die kleinste Spur des begangenen Fehltritts; den Schandfleck seiner Geburt hätte das Kind durch gutes

Betragen verwischt; es wär ein brauchbares Glied der Gesellschaft geworden; durch Geschicklichkeit hätt es Glück und Ehre erlanget; im Alter wär es Trost und Stüze der verlaßnen Mutter gegewesen.

Ein anders, entfernters Mittel zur Verhütung des Kindermordes liegt in Verhütung der Unzucht. Desto mehr wird man den Reiz dieser leztern entkräften, je mehr man den Ehstand selber befördert, erleichtert, versüßet und ehret. Hiezu müssen Eltern und Lehrer, Regenten und Richter ihr ganzes Ansehn verbinden. Durch frühzeitige Einschränkung der Bedürfnisse und Vermehrung der Fähigkeiten und Kräfte wird der Erzieher seinem Zögling das Heürathen erleichtern und ihn dadurch vor jugendlichen Ausschweifungen verwahren; durch Ueberlassung freyer Wahl und Anerkennung früher, moralischer und bürgerlicher Unabhänglichkeit von den Aeltern oder Verwandten wird der Gesezgeber die ehliche Verbindung befördern, und gesezt auch, daß Mesaillances entstehen, so sind sie im Ganzen eher nüzlich als schädlich; durch Wiedereinführung einer Art von der Pappia-poppæa, durch Vorzüge, die dem Ehestand zugetheilt und dem ehelosen Stande entwendt werden, wird man die Anzahl der Hagestolzen vermindern und hingegen die Anzahl der Ehepaare vergrössern; durch

Erleichterung der Ehescheidungen wird man weniger von den ehlichen Banden abgeschreckt werden. Wenn solche moralisch-politische Mittel zur Verhütung unkeuscher Ausschweifungen und daher entstehenden Kindermordes nicht hinreichen, so weiß ich nicht was für nähere Mittel zur Verhütung dieses leztern möglich seyn werden.

Gleichwie die Naturlehre, so könnten auch Sittenlehre und Rechtslehre durch mathematische Methode, durch strenge Berechnungen und Ausmessungen ungemein viel gewinnen. Gerne gestehn wir, daß vor dem weltlichen Richter weniger innere Gesinnungen und Absichten als die That selbst und allein geprüft werden dürfen: doch scheint nicht eben diese That selber mehr oder weniger sträflich, je nach Beschaffenheit der Umstände? Weniger wird z. B. eine einzelne Handlung als herrschende Gewohnheit, weniger die erste Ueberraschung als vorsezliche Wiederholung, weniger die Schwachheit gegen einen ausschliessenden Geliebten als die Prostitution gegen mehrere schänden. In so fern der erstere Fall erweislich seyn würde, so möchte es vielleicht nicht übel gethan seyn, jenes mosaische Gesez wieder aufleben zu lassen, nach welchem auf blosse Hurerey, wenn keine aggravirende Umstände hinzukamen, für die Weibspersonen gar keine Strafe gesezt war; viel-

mehr sah sich der Verführer genöthigt die Verführte zu heürathen. 2. B. Mos. XXII. 15, 16. 5. B. Mos. XXII. 28, 29. Hierüber heißt es im fünften Theil, §. 267. von Michaelis mosaischem Rechte: „In der That wird hier die gesunde Vernunft Mosi beytreten. Die Frauensperson, die allein die leiblichen, sichtbaren Folgen des unehlichen Beyschlafes, und den Schimpf davon trägt, auf ihr Lebtage unglücklich wird, aller Hofnung einer vergnügten oder gleichen Heürath entsagen, und entweder alte Pönitente bleiben, oder mit jedem zufrieden seyn muß, der sie bey den Umständen nehmen will, ist ohnehin unglücklich genug, und mehr zu bedauren als zu strafen. Hat so viel auf den Fehltritt wartendes Unglück, Verlust der Ehre, und aller Hofnung einer erwünschten Ehe, sie von der übereilten Handlung nicht abschrecken können, so wird auch eine Strafe, die doch jenem nimmer gleich kommen kann noch soll, es nicht thun. Also nützt hier die Strafe nichts, sondern ist nur vergeblich verschwendetes Uebel, und das soll Strafe niemals seyn. Aber überdies schadet die Strafe gemeiniglich; sie macht die Schande der unglücklichen Person ganz öffentlich bekannt, und dies veranlasset, weil doch manchen Verunglückten ihre Ehre über alles geht, noch grössere Verbrechen, Kindermord, oder Abtrei-

bung der Frucht. Man hat deswegen noch neuerlich in Ländern, in denen offenbar mehr gesezgebende Klugheit sichtbar ist, Kirchenbussen und Strafen für zu Falle Gekommene, auch die sonst in die Casse des Landesherrn fliessende Brüche, ganz abgeschaft, und dafür dem Prediger befohlen, die zu Falle Gekommene in der Stille, und mit der Verschwiegenheit eines Beichtvaters zu ermahnen, nichts aber davon ins Publicum kommen zu lassen. Aus Mose hat man es nicht genommen und hört vielleicht izt zuerst ganz unerwartet, daß es seinen Gesezen so ähnlich ist; es ist es aber doch. —"

Bey aller Straflosigkeit des Mädchens, oder wol gar beim Vortheil, durch Vergehung einen Mann zu bekommen, darf man keineswegs fürchten, den Ausschweifungen freyen Zugang zu öfnen; je geringer nämlich auf weiblicher Seite die Gefahr ist, desto größer wird sie auf männlicher Seite. Wie sehr wird nicht der Mann sich in acht nehmen, wenn er weiß, daß eine Tochter, die er heute verführt, sogleich Morgens ihn für ewig in den ehlichen Banden zu verstricken im Stand ist! Wie sehr aber wird nicht auch das Mädchen den Sinnen gebieten, wenn auch für den Mann das Gegenrecht statt hat? Noch so sehr mögen das reiche Fräulein den bettelhaften Verführer, oder der

große Herr die gemeine Tochter bestechen, und alsdenn durch Kindermord oder durch Abtreibung der Frucht einer Mißheyrath zuvorkommen wollen, meistens werden leztre die Hand der erstern selber der bloßen Goldbörse verzeyhn. Auch darf man hiebey gar nicht befürchten, daß auf solche Weise die Hurerey allzutheuer durch unglückliche, ehliche Verbindung gebüßt werden möchte. Eben aus Abscheu vor dieser wird man jene vermeiden. Nur alsdenn mag diese Strenge des Gesezes die Wirkung verlieren, wenn einmal der Lüstling durch wiedernatürliche Künste der Empfängniß selber zuvorzukommen gelernt hat, und also bey ausbleibender Niederkunft die geschehene That abzuläugnen im Stand ist. Und so frägt sichs: ob nicht unter solchen Umständen eine Art subtilen Kindermordes, eben nicht Zerstörung, aber doch Verhinderung des Daseyns erfolge? Schwerlich wird man die Frage bejahen, wofern man nicht ebenfalls zugiebt, daß unausweichlich bey vielen hunderten solcher subtiler Kindermorde geschehn. Wer ohne dringende Nothwendigkeit, es sey nun im Ehstand oder außer demselben sich dem Geschäfte der Fortpflanzung entzöge, den müßte man wie den Welteroberer und Völkerwürger verabscheuen, welche die Nachwelt ganzer Generationen berauben; ihn müßte man wie den Hagestolzen in Sparta öffent-

lich schänden. Indeßen wird man in einer so wenig platonischen und metaphysischen Welt, wie die unsrige, jenes Zwecklose Spiel der Sinnlichkeit nicht so fast als Verhinderung des Daseyns, als negativen, subtilen Kindermord, aber doch immer als Entweyhung der Natur, als Entfernung von ihrem Zwecke, als Zerstörung ihrer Kräfte, als angewöhnte Abneigung gegen den Ehstand verabscheuen? So schädlich ein solcher Mißbrauch der Zeugungskräfte seyn mag, so wird er doch, bey Unmöglichkeit juridischer Beweise, eben so wenig als z. B. die Selbstbefleckung von dem Weltlichen Richter können bestraft werden. Also denn für einmal bleibt es dabey, daß nur der würkliche Hürling, derjenige, gegen welchen nach neun Monaten ein neugebohrner, lautschreyender Zeuge ans Licht tritt, dazu verpflichtet seyn sollte, sein Vergehn an dem Hochzeitlichen Altar zu vergüten. Auch in diesem Fall aber müßte sogleich nach der That dieselbe angezeigt und gerichtlich dargethan werden, daß niemand als er allein Vater des Kinds sey, und daß ers gewiß sey. Dieses kann der Zustand des geschwächten Mädchens, besonders auch beym Angeklagten die Unerweislichkeit des Alibi zeigen. Wiedrigenfalls würde bey wiederholter, vielseitiger Entehrung die Dirne es ihrer eignen Unbesonnenheit zuschreiben müßen, wofern sie

für die Frucht ihres Leibes mehr als einen Vater, oder, welches auf eins hinausläuft, gar keinen aufweisen könnte. Und was soll sie nun in diesem schwierigen Falle vom Kindermorde zurückhalten? Vielleicht die Versicherung, daß sogleich eingestandene Schwangerschaft unendlich weniger als bis ans Ende verschwiegne entehre. In sofern auch jedes Geheimniß desto eher entdekt wird, je mehr einerseits Personen sind, die davon Wißenschaft haben, und je mehr anderseits denselben entweder die Bekanntmachung oder die Verschweigung wichtig seyn mag, so könnte man vielleicht auch den Theilnemmer der Sünde alsdenn härter ansehn, wofern nicht auch Er noch gute Zeit vor der Niederkunft selbige dem Richter anzeigen würde. Weit entfernt sind wir, jeden ehlosen Beyschlaf mit der Gefahr zu verbinden, einst als Mörder behandelt zu werden; nicht als Mörder, aber doch auch nicht bloß als Hurer, sondern als pflichtlosen Verheimlicher mag man ihn strafen; gerne wird er größerer Entehrung durch zeitige Entdeckung begegnen. So sehr wir auch jene politik des Orients verabscheun, die für jede That zugleich mit dem Thäter die ganze Familie und Nachbarschaft zur Rechenschaft zieht, so scheints uns nichts desto weniger in der Natur so wol der moralischen als der bürgerlichen Theilnehmung zu

liegen, daß in engern der Gesellschaft jedes nächste Glied sich als Hüter des andern betrachte, und könnte man nicht in solcher Rücksicht zur zeitigen Anzeige der Schwangerschaft auch Aeltern und Herrschaften im Hause verpflichten? Unterm Vorwand solcher Verpflichtung würde genauere Nachfrage weniger unbescheiden und beleydigend scheinen; bey besorglicher Ahntung würde die Entdeckung eher gelingen und offenbar werden. Um nicht die Last förmlicher Anklagen auf sich zu laden, müßte die Anzeige eben nicht so gleich beym Richter selber, sondern nur theils beym Arzt und Geburtshelfer, theils beym Geistlichen oder sonst bei einem der Kirchenältesten geschehn; alsdenn steht es an diesen, gegen die verdächtige Person jede mögliche Vorstellung zu brauchen; wird sie schuldloß erfunden, so bleibt die Nachfrage entweder geheim oder doch gereicht sie vielmehr zur Behauptung als zur Kränkung der Ehre. Gedoppelte Strafe hingegen verdient die Dirne, die bis ans Ende den hundertäugigten Argus betrügt; alsdenn aber wenn die Aufseher alles angewendt haben, gleich guten Hirten das verirrte Lamm zurücke zu locken, und jede ihrer Bemühungen bleibt fruchtlos, so sind sie ohne weitere Verschuldung.*)

*) Man vergleiche mit Petrus Faber ad L. 23. ff. de Reg. Jur. n. 74. zugleich auch L. 72. ff. pro Soc.

Keine Mutter räumt ihr Kind ausm Weg, so lang noch andre Zuflucht so wol zu seiner Verpflegung als auch gegen öffentliche Schändung möglich seyn wird. Und wie denn? Soll die Regierung mit sich selber im Widerspruch stehen? Indem sie auf Bestrafung des Lasters bedacht ist, soll sie auch Mittel zeigen zur Ausweichung der Strafe?

Es sey so! Bey jeder Collision wird man zu Verhütung größerer Uebel geringere Uebel gestatten. Ein Uebel, wenn die Hurerey ungestraft bleibt; ein größeres Uebel, wenn die angedräute Strafe zum Kindermorde verleitet! Aus dieser Betrachtung wurden Fündelhäuser errichtet. An reichen und bevölkerten Orten, wo die Kinder entweder bey Fabriken oder in Kriegesdienst gebraucht werden mögen, unter weiser Verwaltung, solche Anstalten dienen; allein die Unkosten hiezu wird nicht jeder kleine Ort zu bestreiten im Stand seyn, und wie kann man denn anderstwo dem Kindermorde begegnen?

Wir dächten, daß an jedem Orte das Arme Kind sollte dürfen vor die Thüre der Geburtshelferin oder sonst einer hiezu beeydigten Person, z. B. des Küsters oder des Schulhalters gelegt werden; eine solche Person müßte sich, auf öffent-

L. 17. §. 1. ff. de jure doct. L. 24. §. 5. ff. Solut. matr. quem. dot. pat. L. 1. pr. ff. de tut. & rat. dist.

liche Unkosten, mit Verpflegung der hülflosen Geschöpfe beladen; so bald diese den Transport zu ertragen im Stand wären, könnten sie von den Dörfern und Landstädten nach der Hauptstadt in ein besonderes Seminar gebracht werden. Wenn man an erstern Orten aus dem Armen- und Gemeindgut oder aus besonders hiezu angeordneten Kirchensteuren die unbehülflichen Waysen zu nähren bemüht ist, so werden sie bey etwas reifern Jahren in dem Hauptseminar theils aus dem Bußengeld, welches jede Art der Unzucht bezahlt, theils aus mildthätiger Beysteuer, so viel möglich aber durch eigne Handarbeit die Nahrung gewinnen; zu dem Ende hin werden entweder eigne Fabriken errichtet oder die Handarbeit wird an die verschiedenen Fabricanten des Ortes verpächtet; schon von Kindheit auf an solche Geschäfte gewöhnet, werden sie denselben weit schneller und besser als z. B. alten, erwachsnen Leuten gelingen. In dem Falle, daß entweder in Geheim oder öffentlich für ein solches Kind reichliches Gehalt bezahlt werden sollte, so würde diesem Kinde günstigere Pflege und Erziehung bewilligt. *) Damit sich die Anzahl solcher Beysteuren vermehre, darf wol von

*) S. Cujac. Paratit. Cod. de Infantib. expos. & 16. observ. c. 36. Senec. 9. controv. c. 3. l. 8. D. Pro derelicto. — L. 4. D. de agnosc. & alend. liber.

Zeit zu Zeit der Prediger so wol auf der Kanzel als auch im Beichtstul oder bey Hausbesuchungen, beym Krankenbette u. s. w. die Armen Waysen zu milder Unterstůzung empfehlen.

IV.

Das Recht des Stärkern.

Die Mücke dienet zum Gastmal der Spinne; die Spinne zum Leckerbißen für die Schwalbe; die Schwalbe für den Habicht; was dem Einen Schmerz ist, dient dem Andern zur Freude; der Tod des Einen unterhält das Leben des Andern.

Das Lamm verschlingt mit dem Grase hundert unbemerkte Insecten; der Fleischer würgt das Lamm, und gebraten wird es auf unserm Tische verzehret. Doch wie wenig schmackhaft ist nicht ein Thier, das ohne weiters sogleich verblutet, gegen einem solchen, deßen Tod eine lange Marter gewesen? Dieser Krebs, lebendig verbrennt, wie er so schön im kochenden Weine sich röthet? Ob er Schmerzen leide, was geht diß uns an, die wir keine Krebse sind? Wichtiger ist die Betrachtung über seine Größe, über die Zartheit seines Fleisches, über sein geringeres oder vornehmeres Geschlecht,

Geschlecht, über die beste Zubereitung deßelben. — Der arme Teufel, warum ließ er sich braten? — Und dieser Aal hier, er schmeckt ungemein wol! Sahn wir ihn nicht, als man ihm den Nagel mitten durch den dummen Kopf schlug? Wie er sich krümmete und den plumpen Schwanz hin und her schleuderte, als man ihm die Haut so ganz warm vom Kopf hinabzog? Seine Schuld ist es, daß er alles geschehn ließ, ohne nur einen Laut von sich zu geben. — Freylich hilft auch das Geschrey nicht! Dieser Kapaune krehte vergebens, während daß die Köchin ihn auf den Schooß nahm und nnter der schmerzhaftesten Verwundung ihn des liebsten Gliedes, aller Lust des Lebens beraubte. Was geht seine Lust, was gehn seine Schmerzen uns an? Wenn er nur durch diese Operation desto fetter wird und hernach sein saftiges Fleisch uns selbst die Reizbarkeit giebt, die er unter dem schneidenden Meßer verloren! Kurz, keine Erbarmung für die Thiere, die eben darum so dumm sind, damit wir uns ihrer desto leichter bemeistern! Da zupfen wir den Esel beym Langohr und bepacken ihn auf beiden Seiten mit schwer beladenen Körben; auch des Pferdes schonen wir nicht, so edel und stolz es immer seyn mag; wir legen ihm Zaum und Gebiß an, und, indem wir uns auf seinen Rücken schwingen, oder es an den

Phäeton spannen, jagen wir jauchzend mit ihm davon, während daß es keucht und unsre Geiselhiebe schmerzhaft empfindet. Dieß ist nun einmal das Schicksal der Bestien! Und giebt es nicht auch, meine Hoch- und Wolgebohrne Herren und Damen, Bestien unter den Menschen? In ihrem höhern und verfeinerten Geiste, wie wenig Mühe wird es sie kosten, hundert und hundert der geringern Mitbürger herabzuwürdigen unter die Thiere? Ja, was sag ich von geringern Mitbrüdern? Auch unter denjenigen, die aus gleichen Landen entspringen, welch ein Unterschied z. B. in einer adelichen Famillie zwischen demjenigen, der neun Monate früher oder später zur Welt kam? Damit jener desto mehr Maitreßen zu bereichern im Stande sey, mag man diesen — eben nicht bloß combabisiren, sondern allenfalls so gar zu hofnungslosen, ewig quälenden Begierden ins Kloster verbannen. Noch so blühend sei jener hilflose Junge, — — ihn opfern wir dem erschöpften, aber begüterten Weichling; Zum Zeitvertreib für diesen machen wir ihn zum Kapaunen, eben nicht um ihn, wie einen solchen zu braten, nur um ihn Gesänge der Wollust zu lehren, der Wollust die er uns andern einflößt, ohne sie selbst genießen zu können! Und tausend und tausend Negern werden aus dem Schooße der Geliebten und der

Kinder über unermeßne Meere in ein feindseliges Klima geschleppt, damit sie in Feßeln und unter Peitschenschlägen, mit hungerigem Magen für uns — das Zucker-rohr pflanzen!

Wer will uns darum als grausame Raubthiere verschreyn? Immierhin fressen wir ja die Menschen nicht, wie wir doch wissen, daß die Thiere einander verschlingen! Wenigstens schlachten wir unsre Mitbrüder nicht zur Lust für den Gaumen, höchstens (wenn wir die Stärkern sind,) zur Lust für die Augen! Und wer wollts auch Seiner Gnaden verargen, wenn Hochdieselbe auf dem vergöldeten Wagen den gedüngenen Läufer zu Tode jagt? Wer wagt es, Seine Hochwürden zu tadeln, wenn selbige bey der Tafel, beym Genusse des gebratenen Schneehuhns, diesen oder jenen Ketzer nach der rauchenden Küche des Satans versendet, weil ein solcher dreiste genug war, vielmehr durch eigne als durch die Augen Sr. Hochwürden zu sehen? Wer wollte den Verfolger, wer dem Eroberer das herrliche Schauspiel mißgönnen, bey hundert und tausend unbedeutenden, das ist, nicht bepurperten oder gekrönten Sterblichen entweder auf dem Scheiterhaufen flammen oder im blutigen Treffen röcheln zu sehn?

V.

Lothar und Thietberga.

Lothar I. König in Austrasien hatte von Jugend auf für Valdrada in seinem Herzen die heftigste Liebe genähret. Im Jahr 857. faßt er den Entschluß, sich mit ihr zu vermählen und der königl. Gemahlin Thietberga einen Scheidbrief zu geben. Mehrmal hatte sich sein Urgroßvater, Carl der Grosse, ähnliche Freyheiten erlaubt; seither aber hatten sich die Umstände geändert. Zu möglichster Schonung sowohl der Priesterschaft als der fürstlichen Verwandten sah Lothar sich genöthigt. Seinen Bruder, den Kayser Ludwig II. suchte er dadurch zu gewinnen, daß er ihm die Städte Lausanne und Sion, nebst einigen benachbahrten Grafschaften abtrat. Dem teutschen König überließ er das Elsaß. Unter den Bischöffen machte er die meisten dadurch sich günstig, daß er allen ihren Forderungen genug that. Um endlich keine Aergerniß beym Volk zu erwecken, ward die Königin Thietberga eines verbotenen Umganges mit dem jungen Grafen Hugo beschuldigt. Von den Bischöffen ward sie nunmehr zur Probe mit sieden-

dem Wasser verurtheilt. Ohne Zweifel daß es an Leuten nicht fehlte, die sich durch geheimen Kunstgriff von dem siedenden Wasser zu verwahren im Stand waren. Dieser Kunstgriff gelang dem Ritter, der, anstatt der Königin, die Wasserprobe aushielt. Lothar sah sich getäuscht, seine Gemahlin zog er wieder zur Tafel und bewilligte ihr alle bisherige, ehliche Rechte.

Im J. 861. machte er einen neuen Versuch. Ganz unterdrückt und in Verhaft gesetzt, bequemte sich nunmehr Thietberga zu allem, um noch wenigstens das Leben zu retten; sie gestand, was man wollte und ward zu öffentlicher Kirchenbuße verdammt. Endlich fand sie Mittel, sich an den Hof Karls des Kahlen zu flüchten.

Unterweilen ließ Lothar in Aachen sieben Prälaten versammeln und von diesen erhielt er die verlangte Entscheidung, nemlich daß ihm eine neue, ehliche Verbindung frey stehen sollte.

Solcher Umstände bediente sich Karl der Kahle, um seinen Vetter um Land und Leute zu bringen. Die Anschläge die dieser herrschsüchtige Fürst Thietbergen gab, stürzten das Reich in Verwirrung. Die verstoßene Königin erklärte ihr Geständniß für erzwungen und behauptete ihre gänzliche Unschuld. Durch Abgeordnete zog Karl der Kahle den Papst Niclaus I. in ihr Interesse. Auf

seinen Befehl wird zu Metz eine Kirchenversammlung gehalten; die päpstlichen Legaten, ganz seiner Vorschrift zuwider, bestättigten den Scheidbrief. In einer neuen Kirchenversammlung zu Rom erklärt der Papst den Ausspruch der Metzer Kirchenversammlung für nichtig und er entsezte die Erzbischöffe von Trier und Kölln. In Gegenwart des sämtlichen Hofstaats wagt' es der päpstliche Legat Arsene dem König Lothar den Kirchenbann anzukündigen, wofern er fortfahren würde mit seiner Concubine zu leben. Hincmar, der Erzbischof von Rheims, behauptete zwar die ausschließenden Rechte der fränkischen Bischöffe gegen die Unternehmungen des Papstes; indeß ließ ers, als ein Freund Karls des Kahlen, dabey bewenden, ohne daß er sich eigentlich für Lothar erklärte. Diesen vertheidigte sein Bruder, Ludwig II. Er zog nach Rom und gab Befehl, den Papst gefangen zu nehmen. Weit fürchterlicher als Ludwigs Waffen, waren die Waffen des Papstes. Dieser nemlich erklärte jenen als einen Feind der Religion; er forderte das römische Volk zum Opfertod für den kirchlichen Altar auf; es geschahn priesterliche Prozessionen, man sang Litaneyen und unterzog sich feyerlichen Fasten. Alle diese gottesdienstliche Uebungen zielten auf den Untergang zwey gekrönter Häupter, nem-

lich des Kaysers und des austrasischen Königs. Die geheime Unterhandlung des Papstes mit Karl dem Kahlen scheinen den frommen Eifer des erstern verdächtig zu machen. Eine Zusammenkunft dieses leztern mit dem teutschen Ludwig zweckte darauf ab, den König Lothar ganz sich selbst zu überlassen und ihn alles Beystands zu berauben. Also sah sich dieser leztere zu gänzlicher Unterwerfung genöthigt. Im Gefolg aller Bischöffe begiebt sich der päpstliche Legat Arsen nach desselben Pallaste; die verstoßne Königin stellt er dem Gemahl in Namen Gottes und der Kirche vor, spricht von der Heiligkeit des ehlichen Bandes und bedräut ihn mit der Rache des Himmels, wofern er jemals wieder in den Ehbruch zurückfallen sollte, dessen Schändlichkeit er itzo öffentlich eingestehen mußte.

Valdrade sah sich verpflichtet, nach Rom zu wallfahrten, um in eigner Person jede Kirchenbuße zu leisten, die ihr der Papst vorschreiben würde.

Je mehr sich Lothar gezwungen sah, mit Thietbergen zu leben, desto größer wurde sein Haß gegen diese Prinzessin und desto unbezwingbarer seine Liebe für Valdraden. Durch die Unterwerfung indeß gegen den päpstlichen Stuhl, hatte er die Maasregeln Karls des Kahlen vereitelt.

Dieser fieng an, seinen Plan zu verändern. Immer von Herrschsucht geleitet; schien er izt günstiger von Valdraden zu denken. Um ihn in solchen Gesinnungen zu stärken, schenkte ihm Lothar die Abtey St. Vast. Izt sah Thietberga sich ihres vornehmsten Beschützers beraubet; freywillig stieg sie vom Throne hinunter, auf welchen ihre Nebenbuhlerin empor stieg. Auch schrieb sie selbst an den päpstlichen Hof und versicherte, daß Lothar rechtmäßige Gründe zur Ehscheidung gehabt habe; sie erklärte sich unfähig zur Erfüllung der ehlichen Pflichten und feyerlich that sie das gleiche Geständniß in einer Nationalkirchenversammlung. Unerschüttert blieb der Papst bey seinen ersten Gesinnungen; unglaubig blieb er gegen Thietbergens Aussagen und ihr machte ers zur heiligen Pflicht, in Lothars Palaste zu bleiben. Abermal sah dieser sich genöthigt, bey seinen Oheims Zuflucht zu nehmen. Schon wieder hatte Karl ihn verlassen, in der Hofnung, er werde ihn durch neue Aufopferungen aufs neue zu gewinnen bemüht seyn. Izt erflehte Lothar den Beystand Ludwigs. Während dieser Zeit starb der Papst und Hadrian war sein Nachfolger. Dieser sah Rom von den Sarazenen bedroht und darum fand er für nöthig, den Kayser Ludwig II. in Ehren zu halten. Also willigte er ein, daß ein neues Concilium möchte

versammelt werden. Die Mäßigung des neuen Oberpriesters der Kirche war Karls des Kahlen eigennützigen Absichten zuwider. Da dieser keine Hofnung mehr hatte, Lotharn durch die Hand des Clerus ins Verderben zu stürzen, so suchte er nunmehr den teutschen König mit sich gegen Lothar in Verbindung zu ziehn. Sie vereinigten sich, ihn durch unauflößliche Bande an Thietbergen zu fesseln. Um so vielmehr war ihnen hieran gelegen, da Lothar von Valdraden einen Sohn hatte, von dem sie besorgten, daß ihn der Vater zum unumschränkten Erben einsetzen möchte. Indeß besaß Lothar einen treuen Freund an dem Kayser. Dieser brachte den Adrian dahin, daß er Valdradens Kirchenbann aufhob. So sehr lag die Sache ihrem königlichen Liebhaber am Herzen, daß er in eigner Person nach Rom gieng und dem Papst kostbare Geschenke mitbrachte. Aus der Hand des Papstes empfieng er dafür die Communion. Bey der Abreise beschenkte er den Lothar mit einer Löwin, mit einem Palmzweig und mit einer Ruthe. Die Löwin, war Sinnbild der Valdrade; der Palmzweig, des glücklichen Erfolges; die Ruthe, der Gewalt jeden seiner Bischöffe, der sich ihm widersetzen würde, aus dem Wege zu räumen. Diese schmeichelhaften Vorbedeutungen wurden schlecht erfüllt. Er

starb auf der Rückreise zu Plaisance an einem ansteckenden Fieber. Seine Feinde unterließen nicht, hierinn eine Strafe Gottes zu finden. Sogleich eilte Thietberga herbey und ließ ihn unter feyerlichem Gepränge bestatten; sie vergoß einen Strohm von Thränen, und bewieß sich durch ihre Zärtlichkeit jener Liebe würdig, die sie ihm nicht einzuflößen im Stande gewesen.

* *
*

Ueber diese Geschichte macht der berühmte Bischof von Freisingen, Otto, in seinem Chronicon B. VI, C. 3. folgende Anmerkung: Vide jam regno decrescente, ecclesiam tantæ auctoritatis factam, ut etiam reges judicet.

Heinrich VIII. und Katharina.

Der König in England Heinrich VIII. hatte sich mit einer Arragonischen Prinzessinn, Katharina, vermählet. Vorher war sie mit seinem ältern Bruder Arthur verheyrathet gewesen. Der Papst gab Dispensation zur neuen Verbindung. Ungeachtet der Ungleichheit der Jahre ward selbige aus politischen Ursachen von dem Staatsrathe, wiewohl wider Willen des Primas, eifrig befördert. Die Königin war sechs Jahre älter

als der König; so liebenswürdig übrigens ihr Caracter gewesen, so fieng sie doch an, wegen Verfall der Schönheit und wegen besonderer Krankheiten ihrem Gemahle lästig zu werden. Bis auf eine einzige Tochter, waren alle ihre Kinder sehr frühzeitig gestorben. Um so viel mehr schien dieses Unglück den König zu rühren, weil in dem mosaischen Gesetze gerade dieser Fluch, kinderlos zu seyn, auf die Verehlichung mit der Wittwe des Bruders gesetzt ist. Ungemein heftig war sein Verlangen nach einem männlichen Erben. Theils aus Privatleidenschaft, theils aus politischen, sowohl als aus religiosen Bedenklichkeiten war nun Heinrich VIII. darauf bedacht, seine Ehe für ungültig erklären zu lassen. Bis auf Fischer, den Bischof von Rochester, hatten alle Prälaten von England seiner Absicht entsprochen. Auch Wolsey bestärkte den König in seinen Zweifeln. Hiezu hatte dieser schlaue Minister verschiedene Beweggründe. Theils bewog ihn hiezu der Haß gegen den Kayser, als den Brudersſohn Katharinens, (Karl V. war der Schwestersohn Katharinens; denn Johanna Karls Mutter und Katharina Henr. Gemahlinn, waren Töchtern Ferdedi Cath. und Isabellæ, folglich Schwestern,) weil dieses Wolseys Bestreben nach der päpstlichen Krone vereitelte; theils hatte er einen Groll auf die Königin

selber geworfen, die es gewagt hatte, ihm wegen gewisser, unanständiger Freyheiten Vorwürfe zu machen; endlich hofft' er zwischen England und Frankreich durch Vermählung Heinrichs mit der Herzogin von Alençon genauere Verbindung zu stiften. Der Monarch aber wurde durch einen stärkern Beweggrund, wo nicht gleich anfänglich angelockt, dennoch in seinem Entschlusse weiter getrieben.

Ganz neulich ward Anna Boleyn von der Königin zur Hofdame ernennt. Vorher war sie mit der Schwester des Königs, als diese Ludwig der XII. heurathete, nach Frankreich gegangen. An dem französischen Hofe entwickelten sich ihre Talente und seither kam sie in vollem Glanze der Schönheit nach England zurück. Ganz bezaubert, entschloß sich Heinrich sie auf seinen Thron zu erheben. Noch fester ward er in dieser Entschliessung, da ihre Tugend ihm alle Hofnung benahm, seine Leidenschaft auf andre Art zu vergnügen. Durch eine Gesandtschaft ließ er den Papst Clemens um die Ehescheidung ersuchen. Hiezu schien dieser nicht ungeneigt; nur besorgte er, theils den Kaiser zu beleydigen, theils durch Aufhebung der Dispensationsbulle des vorigen Papstes, Julius, die Kirche zu ärgern.

Mittlerweile ließ der Kaiser seine Tante, die

Königin Catharina, seines Schuzes versichern. Diese leztre war von standhafter und entschlossener Gemütsart; die Aufbürdung einer Blutschande, die man ihr wegen ihrer Verehlichung mit Heinrich anschuldigte, erregte bey ihr den bittersten Unwillen; die unächte Geburt ihrer Tochter, als nothwendige Folge davon, verursachte in ihrer Seele den gerechtesten Kummer; tief gekränkt war sie durch den Gedanken, einer Nebenbuhlerin weichen zu müssen.

Die päpstliche Legaten, Campeggio und Wolsey, ladeten izo den König und die Königin vor ihr geistliches Gericht in London. Beyde erschienen. Der König antwortete, als er aufgerufen wurde. Die Königin, anstatt zu antworten, stand auf von ihrem Size, warf sich dem König zu Füssen, und hielt eine pathetische Rede, welche ihre Tugend, ihre Würde, ihr Unglück noch rührender machten. „Fremd, sprach sie, bin ich in euern Ländern, ohne Schuz, ohne Rath, ohne Beystand; mein Vaterland hab ich verlassen, ohne andre Zuflucht als meine Verbindung mit Euch und euerer Familie; zwanzig Jahre lang bin ich euere Gemahlin gewesen; auf Euch selbst beruf' ich mich, ob mein zärtlicher Gehorsam nicht andere Begegnung verdient hätte? Ich bin mir bewußt, — und Ihr selbst seyd davon

versichert—daß meine jungfraüliche Ehre unbefleckt war, als Ihr mich in euer Schlafzimmer aufnahmt, und daß meine Verbindung mit euerm Bruder nicht weiter gegangen als zur Ceremonie der Trauung. Unsere Väter, die Könige von England und Spanien, waren für die weisesten Fürsten gehalten worden und hatten ungezweifelt nach dem besten Rathe gehandelt als sie den Heyratsvertrag schlossen, der izt so sträflich und unnatürlich vorgestellt wird. Bey ihrem Urteil bleib ich und mir verbitt' ich die weitere Untersuchung vor einem Gerichte, das zu offenbar von meinen Feinden abhängt. " *) — Nachdem sie diese Worte vollendet hatte, stand sie auf, machte dem König eine tiefe Verbeugung, gieng aus dem Gericht und wollte niemals wieder erscheinen.

Nach ihrer Entfernung, bewieß der König ihr die Gerechtigkeit, zu gestehn, daß sie immer eine gehorsame und zärtliche Gemalin gewesen, und daß ihre Auffführung in allen Stücken den strengsten Regeln der Frömmigkeit und der Ehrliebe angemessen gewesen. Nur drang er auf seine eigne Gewissenszweifel in Ansehung der Zulässigkeit ihrer Ehe.

*) S. Bürnet B. I. S. 73. Hall. Stowe S. 543. Hume B. III. C. 4.

Von den beeden Kardinälen wird die Untersuchung in die Länge gezogen. — Aus ängstlicher Besorgniß für eigne, persönliche Sicherheit, sah sich, auf des Kaisers Zudringen, Papst Clemens genötigt, die Commißion der Legaten aufzuheben und den Handel in Rom selbst zu erwegen.

Unzufrieden über den schlechten Erfolg von Wolseys bisherigen Bemühungen, forderte nun Heinrich von ihm das grosse Siegel zurück und anvertraut' es dem Sir Thomas More, einem Manne, der mit ausgebreiteter Litteratur die größten Fähigkeiten und Tugenden vereinigte. — Anna Boleyn, die dem Wolsey höchst abgeneigt war, trug mit ihrem Onkel, dem Herzog von Norfolk, alles bey, daß der Minister nicht mehr begnadigt würde.

Auf Anraten des Thomas Cranmer, wurden nun die Universitäten um des Königs Ehe befraget. Beynahe durchgängig entschieden diese zu Heinrichs Gunsten. — Clemens aber, der sich noch immer unter dem Einfluß des Kaisers befand, fuhr fort, den König vor seinen Richterstul in Rom einzuladen. Dieser durfte daselbst keine günstige Untersuchung erwarten und so erklärte er die Vorladung als Beleydigung seiner königlichen Würde. Der Vater der Anna Boleyn, welcher zum Grafen von Wildschire ernennt war, über-

brachte dem Papste die Gründe des Königs, warum er weder selbst noch durch einen Gevollmächtigen zu erscheinen geneigt sey. Bey der Audienz weigerte sich der Graf, seiner Heiligkeit den Fuß zu küssen, und gab damit den ersten Beweis von Englands Unehrerbietigkeit gegen den heiligen Vater.

Nunmehr wurden den 16. Jan. 1531. eine neue Sizung des Parlamentes und zugleich eine Kirchenversammlung gehalten. Der König gab starke Beweise so wol von seiner ausgebreiteten Macht als von seinem Vorsaze, sich derselben zur Unterdrückung der Geistlichkeit zu bedienen. Jeder, welcher sich der Autorität des Legaten unterworfen hatte, ward als Beleydiger der Nationalkirche und Uebertreter des Statuts der Provisoren erklärt. Anstatt fruchtloser Einwendungen, überließ sich der Clerus lieber der Gnade des Königs. Demselben bezalten sie für ihre Vergebung 118840. Pfunde und erkannten ihn feyerlich für den Beschüzer und für das Oberhaupt der englischen Kirche und Geistlichkeit, dadurch ward die Verbindung dieser leztern mit dem Papste gewisser massen ganz aufgelöst. Um den Papst noch tiefer zu kränken, ward nun den 15. Jänner 1532. eine Acte ausgefertigt wider die Einhebung der Erstlinge; eine Auflage, welche

der

der römische Hof für die Bewilligung seiner Bestätigungsbullen für die neuerwählten Prälaten eingeführt hatte.

Indem dieß in England vorfiel, war der Papst nicht ohne Sorgen. Wenn ihn auf der einen Seite die kaiserliche Kardinäle zu den äussersten Schritten gegen den König antrieben, so stellten ihm mäßigere und unpartheyische Räthe vor, wie unschicklich es sey, einem grossen Monarchen, der so wol mit der Feder als mit dem Schwerdte den römischen Stul verthaidigt hätte, seine Bitte um die Ehescheidung zu weigern. Dieser Vorstellungen ungeachtet, wurde die Appellation der Königin zu Rom angenommen. Der König sagte, er müßte die Vorrechte seiner Krone aufopfern, wenn er Appellationen von seinem eignen Reiche erlaubte. Um seinem Abfall von Rom eine grössere Sicherheit zu geben, trat er den 11. Oct. 1532. zu Boulogne und Calais in genauere Verbindung mit dem König in Frankreich. Auch diesen war er bemüht, zu gleichem Abfall von Rom zu bewegen. — Den 14. Nov. vollzog er in geheim seine Heyrat mit Anna Boleyn; sie hatte er zur Margräfin von Pembrocke ernennet. Rouland Lee, nachheriger Bischof von Conventry, verrichtete die Trauung. Herzog von Norfolk, als Onkle der neuen Königin, ihr Vater, ihre

Mutter, ihr Bruder, nebst dem Doctor Cranmer, waren zugegen. Bald nach der Hochzeit wurde Anna schwanger; dieser Vorfall machte dem Könige grosse Freude; das Volk glaubte darinn einen starken Beweis von der vorhergehenden Keuschheit der Königin zu sehen.

Den 4. Febr. 1533. ergieng eine Parlamentsacte gegen alle Apellationen nach Rom in Ehesachen, Ehescheidungen, Testamenten und andern Prozessen, welche vor geistliche Gerichte gehören. Um seine Verachtung gegen den Papst noch mehr zu zeigen, bekannte der König seine neue Vermählung öffentlich; zugleich machte er Anstalt, daß durch förmlichen Urtheilspruch seine erste Ehe mit Catharinen ungültig erklärt wurde; ein Urtheilspruch, welcher freylich vor seiner zweyten Verlobniß hätte vorhergehen sollen. — Durch Ehrerbietung und durch die verbindlichsten Beredungsmittel suchte der König Catharinen zu freywilliger Anerkennung der Ehescheidung zu bewegen. Da sie fortfuhr, ihr Recht zu behaupten, so hob er allen Umgang mit ihr gänzlich auf, und ließ ihr sagen, sie möchte sich einen von seinen Pallästen zum Aufenthalt wählen. — Eine Zeitlang hielt sie ihre Hofhaltung zu Amphill, unweit Dunstabel. An letzterm Orte eröfnete Cranmer, der Erzbischof von Canterbüry, seinen Gerichtshof und hob mit

aller Feyerlichkeit die Ehe des Königs mit Catharinen auf, indem er die Vermählung mit Anna Boleyn bestättigte. Den 7. Sept. ward diese öffentlich mit aller Pracht zur Königin gekrönet. Nicht lange hernach ward sie mit einer Tochter entbunden, welche hernach unter dem Namen Elisabeth so glorreich regierte.

Der geschiedenen Königinn Catharina wurde angezeigt, man werde sie künftig nur als verwittwete Prinzeßin von Wallis betrachten; standhaft aber blieb diese auf ihrer Behauptung und wollte nicht anderst als Königinn bedient seyn.

Clemens erklärte Heinrichs zwote Vermählung für nichtig. Der König in Frankreich suchte zwischen beyden Theilen eine Aussöhnung zu trefen. Schon war man gegenseitig in Unterhandlung getretten. Allein die wichtigsten Dinge hängen oftmals von den kleinsten Umständen ab. Ein Courier, der ein schriftliches Versprechen des Königes nach Rom bringen sollte, ward unterwegs über den bestimmten Tag aufgehalten. In Rom erhielt man die Nachricht, daß in England eine Schmähschrift wider den römischen Hof bekannt gemacht, und vor dem Könige, zur Verspottung des Papsts und der Kardinäle, eine Farce aufgeführt worden. Hierüber äusserst erbittert, versam-

melte sich der heilige Divan und erklärte die Ehe zwischen Heinrich und Katharinen für gültig.

Nunmehr war für Rom aller Zufluß des englischen Goldes und Silbers für immer verstopft. Alle Provisionen, Bullen, Dispensationen wurden abgeschaft; die Klöster wurden allein der Regierung des Königs unterworfen; die Bischöfe wurden durch ein Congé d'élire von der Krone oder durch königliche Patente ernennet; weiter wurden keine bischöfliche Mäntel, Bullen oder Provisionen von Rom ausgeholet; endlich wurden Apellationen von dem bischöflichen Gerichte an den König erlaubt. — Das wichtigste Gesetz, welches in dem Parlemente vom J. 1534. feyerlich autorisirt wurde, betraf die Thronfolge. Von dieser ward Katharinens Nachkommenschaft ausgeschlossen, und hingegen Annens Nachkommenschaft die Erbfolge zugekennt.

Heinrich, dem das Parlement und die Geistlichkeit zu Gebot stand, Heinrich, der die Grundpfeiler des römischen Stules erschütterte, lief izt Gefahr, seinen eignen Königsthron, und zwar durch die Hand eines schwachen Mädchens erschüttert zu sehn. Elisabeth Barton, gemeiniglich das heilige Mädgen von Kent genennt, sprach in histerischem Anfall, unter heftigen Zuckungen, die selzamsten Dinge. Die Nachbarschaft hielt diesen

Anblick für übernatürlich. Richard Masters, der Vicarius des Kirchspiels, berathschlagte hierüber mit Warham, dem Erzbischof von Canterbüry. — Dieser gab ihm den Doctor Bocking, einen Canonicus von Kanterbüry zu Hilfe. Ihr Vorhaben war, ein Marienbild in einer dem Masters zugehörigen Kapelle in wunderthätiges Ansehn zu bringen. Zu dem Ende hin mußte Elisabeth Ofenbarungen vorgeben; in diesen Offenbarungen ward ihr befohlen, sich, um gesund zu werden, zu diesem Bilde zu begeben. Beym Anblick dieses Bildes fiel sie in Gegenwart einer grossen Menge von neuem in Convulsionen; alsdenn schien sie auf Vorbitte der Jungfrau plötzlich genesen. Ueberall schrie man Mirackel! Nunmehr erweiterten die beyden Priester ihre Entwürfe; sie lehrten ihr Beichtkind allerley Declamationen gegen die neuen Lehren, gegen die abgeänderte Kirchenregierung und gegen des Königs Ehescheidung. Wofern der König auf einer zwoten Vermählung beharre, verkündigte ihm die Prophetin den Fluch des Himmels und den Verlust seines Reiches. Entweder aus Dumheit, oder aus Schelmerey oder aus Parteygeist traten viele Mönche in ganz England diesem Betrug bey. Allenthalben erschollen die Kanzeln von den Inspirationen dieser heiligen Seherin. Es wurden Bothschaften von ihr an die

Königin Catharina gesendet, wodurch diese Prinzeßin zu fernerer Widersetzung gegen die Ehescheidung ermuntert wurde. Die Gesandte des Papstes beförderten die Leichtglaubigkeit des Volkes; so gar Fischer, der Bischof von Rochester, so vernünftig und gelehrt er sonst war, ließ sich von einer Meinung, die seiner Partey so günstig war, gerne verblenden. — Der König sah sich genöthigt, Elisabethen und die Mitschuldigen einziehen zu lassen; vor der Sternkammer bekannte die Prophetin, frey und ungefoltert, ihre Vergehung. Mit ihren Mithaften wurde sie nach Verdienen bestraft.

Johann Fischer sah sich ins Gefängniß geworfen, theils weil er sich geweigert hatte, den Succeßionseyd zu schwören, theils weil von ihm verschiedene verrätherische Reden der Elisabeth Barton verschwiegen worden. In dem elendesten Zustand lag der sonst verehrungswürdige Mann über ein Jahr lang im Kerker, als der Papst ihn zum Kardinal ernennte; doch machte sich Fischer so wenig aus dieser Würde, daß er sagte, wenn auch der Purpur vor ihm läge, so wollte er sich nicht darum bücken, ihn aufzunehmen. Diese Beförderung erregte den Zorn des Königs; er ließ den Fischer enthaupten. Gleiches Schicksal, aus ähnlicher Ursache, nämlich wegen Bezweiflung der unumschränkten Macht des Königs, hatte auch

Thomas Morus. Dieser grosse Mann behielt bis ans Ende nicht nur seinen heroischen Muth, sondern auch seine gewöhnliche, scherzhafte Laune. Als er das Blutgerüste bestieg, sagte er zu einem von den Umstehenden: „Freund, hilf mir hinauf; wenn ich wieder hinuntergehe, so laß mich nur allein machen.„ Als der Scharfrichter ihn um Vergebung bat, gab er ihm dieselbe, sagte ihm aber: „Ihr werdet Euch gewiß keine Ehre machen, indem Ihr mich enthauptet: Denn ich habe einen sehr kurzen Hals.„ Hierauf legte er das Haupt auf den Block und bath den Scharfrichter zu warten, bis er erst seinen Bart weggelegt hätte: „Denn sagte er, der hat keine Verrätherey begangen.„

Clemens VII. war nun gestorben; den päpstlichen Stul bestieg Paulus III. dieser sah sich durch des Kardinal Fischers Hinrichtung aufs äusserste beleydigt. Er schrieb Censuren wieder den König, beraubte ihn seines Reiches, legte demselben ein Interdict auf; erklärte die Kinder der Anna Boleyn für unächt; alle Bündtnisse des Königs für aufgehoben; die Unterthanen frey von dem Eyde des Gehorsams u. s. w. — — Indeß verzögerte der Pabst die Bekanntmachung dieser Kirchen-Censuren, bis der Kaiser das Urtheil zu vollziehen im Stande seyn würde. Dieser aber hatte genug theils

mit den Türken, theils mit den protestantischen Fürsten in Deutschland zu schaffen.

Nach langwieriger Krankheit starb endlich die Königinn Catharina den 6. Jenner 1536, im fünfzigsten Jahr ihres Alters. Kurz vor ihrem Hinscheide schrieb sie noch einen sehr zärtlichen Brief an den König, worinn sie ihn ihren theuersten Herrn, König und Gemal nennte. „Die herannahende Todesstunde, schrieb sie, giebt mir die letzte Gelegenheit, Euch auf der Wagschale auf der einen Seite die Wichtigkeit der Religionspflichten, auf der andern Seite den Tand menschlicher Eitelkeiten und Vergnügungen vor Augen zu stellen. Manche Unruhe hat Euch, und manches Elend hat Mir eure Neigung zur Sinnlichkeit zugezogen; herzlich vergeb ich Euch alle Beleydigungen und hofe, daß diese Vergebung im Himmel werde bestättigt werden. Keine andre Bitte bleibt mir noch übrig, als Euch eure Tochter, das einzige Pfand meiner Liebe, zu empfehlen und für meine Bediente euern Schutz zu erflehen.„ Mit folgenden Worten schloß sie: „Ich versichere hiemit, daß meine Augen Euch vor allen Dingen verlangen.„ — Durch diesen Brief ward der König bis zu Thränen gerühret. Von der Königinn Anna aber sagt man, sie hätte über den Tod der Neben-

buhlerin mehr Freude bezeigt, als Anständigkeit und Menschenliebe verstatten.

So lang der Prozeß wegen der Ehescheidung gedauret hatte, nährte Heinrich alle die sechs Jahre hindurch die feuerigste Liebe für Anna Boleyn. Nicht so bald waren die Schwierigkeiten gehoben, als schon seine Leidenschaft zu erkalten anfieng. Auf die schwächsten Vermuthungen hin wurde Anna der Untreu angeklagt, und in den Tower geworfen. Sie wurde den 19. May 1536. zum Tode verurtheilt. Noch aus dem Gefängniß ließ sie dem König danken, daß er bis auf izt für ihre Erhebung unaufhörlich besorgt gewesen. Aus einer bloß adelichen Person, sagte sie, hätte er sie zur Marquisin, darauf zur Königin gemacht; nunmehr, da er sie in der Welt nicht höher setzen könnte, wollte er sie in den Himmel senden, um eine Heilige zu werden. Hierauf erneuerte sie die Versicherung ihrer Unschuld und empfohl ihre Tochter. Immer behielt sie die gewöhnliche Heiterkeit. Zum Oberaufseher des Towers sprach sie: „Der Scharfrichter, wie ich höre, soll sehr geschickt seyn, und mein Hals ist sehr lang.„ Hiebey umspannte sie denselben mit der Hand und lachte recht herzlich. Auf dem Blutgerüste bethete sie brünstig für den König und erkannte, daß er gegen sie allemal ein guter und gnädiger König gewesen,

und wenn iemand für gut finden sollte, ihre Sache zu untersuchen, so bäte sie, das beste zu denken.

Gleich den Tag nach ihrer Hinrichtnng vermälte sich Heinrich mit Johanna Seymour.

VI.

Gebhard Truchses und Agnes von Mansfeld. *)

Durch freywillige Uebergabe des Grafen von Isenburg ward den 13. Herbstm. 1577. das Erzbistum Cölln erledigt. Zehn Jahre lang hatte dieser Graf die ruhmwürdigste Regierung geführt. Nunmehr legte er, als der lezte seines Stammes von männlicher Seite, die Inful von sich und und heyratete die Tochter des Grafen von Arreberg. An seine Stelle ward von den Dohmherren Gebhard Truchses, ein Neffe des Kardinals von Augspurg, erwählet Im J. 1579. war er einer der kaiserlichen Abgeordneten, die zu Beylegung der Niederländischen Unruhen nach Kölln abgeschickt worden. Zur Erflehung des himmli-

*) S. Bayle Reponse aux Questions d'un Provincial Ch. LX.

schen Segens ward beym Anfang der Unterhandlungen, auf sein Anraten, eine feyerliche Prozeßion veranstaltet. Der Zulauf war ungemein groß. Hiebey erschien auch Agnes von Mansfeld, eine Stiftes-Dame von Girrscheim. Ein Schwarzkünstler, der beym Gastmal den Churfürsten zu belustigen pflegte, soll diesem ihr Bild in einem Zauberspiegel vor Augen gemalt haben. Sogleich von heftiger Liebe entflammt, ruhte er nicht, bis es ihm gelang, mit ihr in vertraulichen Umgang zu kommen. Der allzufreye Umgang beleydigte die Brüder des Fräuleins; sie bedrohten den Infulbekrönnten Liebhaber mit Mord und Todschlag, wofern er nicht an dem hochzeitlichen Altare die Ehre ihrer Schwester wieder herstellen würde. In Geheim also vermälte er sich mit ihr im Jenner 1582. Nunmehr sucht' er sich in dem Besize von beyden, so wol der Gemahlin als des Erzbistums sicher zu stellen. Zu dem Ende hin trat er auf Seite der protestantischen Kirche; im Fall eines Krieges versprach er sich von dieser hinreichenden Beystand. Also unternahm ers, das Luthertum in seinem Bischöflichen Bezirk zu verbreiten. Anfangs beobachtete er alle juridischen Formalitäten; auf sein Anstiften übergaben die Protestanten dem Magistrat der Hauptstadt eine Bittschrift zur Erhaltung freyer Riligionsübung. Unbeantwortet

blieb diese Bittschrift und das Geschäft ward an den Reichstag verwiesen; auch da ward nichts abgeschloßen. *) Je länger je größer wurde die Erbitterung zwischen dem Erzbischofe und dem Magistrate von Költn; das Dohm-Capitel trat auf Seite des leztern. Der Erzbischof bot Volk auf. Seine Gegenpartey ward von dem König in Spanien unterstüzt. Der Erzbischof machte ein Edict bekannt, in welchem er den Protestannten freye Religionsübung erlaubte und sich laut zu ihrer Lehre bekennte. Keineswegs ließ er sich durch die an ihn abgeordneten, kaiserlichen Gesandten erschrecken; rund heraus sagte er ihnen, daß er gesinnt sey, sich zu vermählen und gleichwol sein Churfürstentum zu behalten. Den 28. Jenner 1583 ließ das Dohmkapitel die Stände der ganzen Diocese zusammenberufen. In ihrer Versammlung ward Kraft des Religionsfriedens Gebhard Truchses der erzbischöflichen Würde unfähig erklärt und eine neue Wal nöthig befunden.

An dem gleichen Tag, als die Stände auseinander giengen, vermälte sich der Churfürst öffentlich und unter prachtvoller Feyerlichkeit mit Agnes von Mansfeld. Unter dem Zujauchzen des Volkes führte er seine Geliebte nach Bonn in den erzbischöflichen Palast. Hierauf ward er den 1. April

*) S. Thuanus B. 76.

1583. vom Papste in den Bann gethan und der Ausspruch des Bannes wurde öffentlich zu Kölln von dem Bischof Vercel verlesen. Den 23 May erwählte das Dohm-Capitel Ernest von Baiern zum neuen Erzbischof und Churfürst. Und nun waren auf einmal zween Köllnische Churfürsten; sie ergriffen gegenseitig die Waffen; das Glück war Ernesten günstig; die Stadt Bonn, Gebhards lezte Zuflucht, fiel den 28. Jänner 1584. zugleich mit dem Befehlshaber, Karl Truchses, einem Bruder des Gebhards, in die Hände des Ernests. Die Besazung selber hatte sich gegen diesen Befehlshaber empört. Gebhard hatte sich nach Holland geflüchtet. Sehr armselig soll er daselbst mit seiner Gemalin gelebt haben. Immer sah er in ihrer Person die fatale Ursache seines Elends vor Augen, und nunmehr erfuhr er, wie Mezeri sagt, *) daß es noch weit mehr Unbequemlichkeit habe, beim Besiz einer Gattin ohne Glücksgüter, als im Besize eines Erzbistums ohne Gattin zu leben. Er und der Sohn des portugiesischen Titularkönigs, Don Antonio, wohnten im J. 1586. dem Feldzug unter dem Grafen von Leicester bey, und auch da wurden beide als Unglücksvögel betrachtet.

Indeß glaubt Bayle, daß die Beschreibung von dem Elend unsers Gebhards vergrößert worden.

*) Abreg. Chron. T. V.

Niemals sah er sich so gänzlich entkräftet, daß er nicht von Zeit zu Zeit an seinem Feinde Rache zu nehmen im Stand war. Rhinberg behauptete er bis zum Jahr 1589. für ihn eroberte im Jahr 1587. Martin Schink die Stadt Bonn, und erst im Jahr 1588. fiel sie wieder in Ernestens Hände.

Schon im J. 1583. den 23. Nov. hatte Gebhard bey der Königin Elisabeth um Beyhilfe geflehet. *) Seither wiederholte er, ganz in theologischem Styl, seine Bitten. Die Königin ließ ihm durch ihren Gesandten im Haag eine Summe von 2000 Thl. auszalen; zugleich aber schrieb sie ihm, wie sehr es ihr Leyd thue, aus allen Umständen zu sehn, daß vielmehr das Fleisch als der Geist an seiner Religionsänderung Ursache gewesen. Er verlangte die Erlaubniß, sich nach England flüchten zu dürfen; die Königin schlug es ihm rund ab. Nunmehr entschloß sich seine geliebte Agnes von Mansfeld in Person nach England zu gehn, um durch ihre Thränen auszuwürken, was Gebhard durch seine Bittschriften nicht hatte auswürken können. So bald sie zu Londen angelangt war, wendete sie sich an den Grafen von Eßex. Dieser beherbergte sie in seinem Hause und versprach ihr

*) S. Leti Leben der Königinn Elisabeth, Th. II. S. 103.

die kräftigste Fürbitte. Schon hatte sie zween Tage da zugebracht, ohne die Königin zu sehen.

Ohnehin war diese zur Eifersucht geneigt. Ihr schien der Umgang der Dame mit dem Grafen verdächtig. Lezterm befahl sie, auf der Stelle die Avantüriere aus seinem Hause zu weisen. Durch Smith ließ sie der Dame anzeigen, daß, da ihrem Gemal der Zutritt am englischen Hofe verweigert worden, die Königin sich höchlich über ihre Ankunft befremde. Würklich war ihr der Aufenthalt der Agnes von Mannsfeld in ihrem Reiche so sehr zuwieder, daß sie, bevor diese lezte aus London verreiset seyn würde, dem Grafen von Eßex keinen Zutritt mehr bey Hofe erlaubte. Sogleich mußte Agnes London verlaßen; auf Befehl der Königin ward sie von Smith bis an die Gränzen begleitet, frey bewirthet und mit 1000. Thlr. beschenket.

Daß übrigens Gebhart wegen seiner Entsezung niemand als sich selbst anzuklagen gehabt habe, bedarf wol keines Beweises. So bald er die Bedingniße, unter denen ihm seine Würde anvertraut worden, nicht länger erfüllte, so machte er sich dadurch seiner Würde verlustig. — Ob nun im umgekehrten Falle, bey genauer Erfüllung der vorgeschriebenen Pflichten, nicht jeder Beamte beym Besize seines Amtes Landesherrliche Sicherung zu erwarten befugt sey? Freylich sieht

vielleicht die Regierung sich aus weisen und gemeinnüzigen Absichten bald zur Abänderung bald zur Einziehung dieses oder jenes Amtes genöthigt: wird sie aber nicht den bisherigen Verweser vorher entweder ungekränkt absterben laßen, oder wenigstens ihn mit lebenslänglichem Gehalte versorgen?

VII.

Ueber die Schamhaftigkeit.

So wol überhaupt die Natur des menschlichen Herzens als auch Erfahrung und Geschichte beweisen, daß, gleichwie bei dem Kinde, also auch bey einem Volke in der Kindheit, weit weniger Schamhaftigkeit statt hat als bey erwachsenen, ausgebildeten Menschen. Wie sollten Geschöpfe sich schämen, die nach Senecas Ausdrucke ignorantia rerum innocentes sind? Einer unsrer gelehrtesten Schriftsteller giebt es daher als einen Grund an, daß die Welt damals noch nicht aus ihrer Kindheit herausgegangen gewesen, als noch Sara sich öffentlich ohne Schleyer durfte sehn laßen. *) Erst mit Veredlung der Begriffe von

*) S. Briefe über die mosaischen Schriften und Philosophie bey Anlaß der Stelle aus 1 Mos. XII, 14. und XX.

Anstand

Anstand erwacht auch die Schamhaftigkeit. Wenn die Scham in dem Verdruße über bloß gegebene Schwachheiten besteht, so besteht die Schamhaftigkeit in sorgfältiger Ausweichung alles deßen, was uns Verachtung zuziehen könnte. Nicht nur schämen wir uns eines Vergehens, sondern auch einer selbst bloß eingebildeten Schwachheit. Kayser Maximilian gieng so weit, daß er (nach Montagne's Erzählung) bey aller Schönheit des Körpers sich äußerst ängstlich vor jeder Entblößung verwahrte. Gleiche Aengstlichkeit gesteht Montagne von sich selber. So glaubte auch Alexander, wenn man ihn vergöttern wollte, daß nichts fähiger sey, ihn zu beschämen als die Nothwendigkeit, in der er sich sah, so gut als andre Sterbliche Speise zu nehmen und sie wieder von sich zu geben. *) Doch weiter kann wol die Schamhaftigkeit nicht gehen als bey jenem japanischen Mädchen, von welchem Karonius **) erzält, da es bey der Tafel aufwartete, sey ihm ein unanständiger Laut entwischt; über dieß Unglück wurde das Mädchen so sehr beschämt, daß es nicht mehr vermochte, aus dem Zimmer zu fliehen, sondern das Haupt in den

*) S. Plutarchs Apophtegm. wie auch Theophrasts Caracter Dyscheria, woraus man sieht, wie delikat hierüber die Griechen gewesen.

**) S. Verenius Descript. Japon. C. XIV.

Busen verbarg und plözlich sich selber erwürgte. — In dem Leben des Klaudius erzält Sueton, dieser Kayser habe sich genötigt gefunden, ein Edickt ergehen zu laßen, vermög deßen es erlaubt seyn sollte, bey der Tafel in allem der Natur nachzugeben, und zwar weil ihm jemand bekannt war, der sich aus blöder Schamhaftigkeit durch den Zwang tödlich krank gemacht hatte. Und wer hat nicht von jenem spartanischen Jüngling gehört, welcher sich eher von dem gestolenen Fuchse unter dem Mantel wollte tod beißen als sich der Schande wegen des entdeckten Diebstals bloß stellen lassen? — Eine Mutter, die sich entschließen kann, ihr Kind umzubringen, wird als barbarisch verabscheut: allein diese unglückliche Mutter hätte die Frucht ihres Leibes zärtlich gepflegt, wofern eine ehliche Verbindung ihre Schande bedeckt haben würde. Selten töden lüderliche Dirnen die Kinder; nicht daß sie weniger barbarisch seyn: allein gänzlich schamlos, kann ja die Züchtigkeit sie weder zur Tugend führen noch zum Laster verleiten. Sollen wir aber darum die Schamhaftigkeit verdammen, weil sie etwan zufälliger Weise zum Kindermorde veranlaßt? Vielmehr tadlen wir gewiße Geseze, in welchen zwischen dem Verbrechen und zwischen seiner Bestrafung zu wenig Proportion statt hat. Zur Ordnung im Staate ist die

Schamhaftigkeit nicht weniger nothwendig als zur harmonischen Schönheit der Gürtel der Venus. Die Perser erkannten die Gefar gar wol, welche die Schamlosigkeit nach sich zieht; darum hüteten sie sich, die Fehlbaren also zu schänden, daß ihnen keine Rükkehr zur Ehre übrig blieb. *) Zu gewißen Anstandsregeln gab die Schamhaftigkeit Anlaß; beügen sie nicht immer dem Laster selbst vor, so hindern sie wenigstens den Ausbruch desselben.

Durch die Taüschungen der Imagination kann die Schamhaftigkeit die sonderbarsten Wendungen bekommen. Auch für andre kann man erröthen, wenn man sich in Gedanken an ihren Plaz stellt; ein sehr zweydeutiges Zeichen, z. B. daß der Satyriker oder der Prediger auch uns selbst getroffen habe, wenn wir bey ihren Bestrafungen einige Verwirrung verrathen. Selbst bey den unschuldigsten Handlungen kann die Scham unser Angesicht färben. Folgender Maßen wird dieß von Platnern erklärt: Was der Mensch als Schwachheit empfindet, das ist er bemüht zu verheimlichen. Demnach ist jede selbstgefühlte Schwachheit zugleich eine Heimlichkeit. Schwachheit und Heimlichkeit sind also verbundne Ideen. Durch die Umkehrung dieser Ideenverbindung macht die Imagination aus Heimlich-

*) S. Xenophons Cyropädie.

keit Schwachheit; man schämt sich gewißer Handlungen oder Eigenschaften, wenn sie auch keine eigentliche Schwachheit verrathen, bloß weil man sie zu verbergen gewohnt ist. Zur Erläuterung erwähnt Platner einer Dame, die sich schämt bey Eröfnung ihres Geräthschrankes. — Auch sehr guter Eigenschaften kann man sich schämen, in so ferne wir sie wegen ihrer Angränzung an Schwachheiten mit diesen verwechseln, wie z. B. Gutherzigkeit mit Empfindeley, Mitleiden mit Bethörung, Gehorsam mit sclavischer Unterwerfung. Selbst des Lobes und Beyfalls kann man sich schämen, in so fern wir entweder sie nicht zu verdienen glauben, oder in so fern sie von Personen herrühren, die wir verrachten.

Insonderheit ist die Schamhaftigkeit eine Tugend, ohne welche das weibliche Geschlecht aufhören würde, weiblich zu seyn. Wie sehr schonte nicht selbst der göttliche Gesezgeber der jungfräulichen Ehre, indem er ein Gesez gab, vermög dessen eine Frauensperson mit ihrem Verführer gestraft wurde, wenn sich das Vergehn in der Stadt zutrug; hingegen wenn es auf dem Felde begegnete oder sonst in abgelegener Gegend, so wurde der Mann allein gestraft. Denn, sagt das Gesez, das Weib hat geschrien, und wurde nicht gehört. — Des Ehebruches konnte eine Frau nicht eher

bezüchtigt werden, bis das Verbrechen durch ein Wunderwerk an den Tag gebracht worden.

Bey allen Völkern, gesitteten und wilden, und auch bey den Thieren selbst fällt das männliche Geschlecht an und das weibliche giebt erst nach der Vertháidigung nach. Warum schämt sich verliebter Außerungen der Jüngling weniger als das Mädchen? Da dieses alles zu verlieren hat, so hat es auch alles zu verstecken. Je schwächer es ist, desto mehr liegt ihm daran, seine Schwäche zu verbergen. Freylich in den ritterschaftlichen Zeiten trug das Fräulein dem Ritter die Hand ohne Uebelstand an, Amfolisa Gamureten; Antigone und Obilot Gawanen, und in Veldeggs Aeneide Lavinia dem Aeneas: ich denke, weil damals das schöne Geschlecht gleichsam vergöttert gewesen und also sich mit Würde und ohne Gefahr herablaßen konnte: je menschlicher, das ist, je schwächer es ist, desto sorgfältiger wird es sich mit der Egide der Schamhaftigkeit decken. Das geringste Wort, jeder Blick, jede Gebehrde würden die Schöne verrathen. Auch bis zum Altare des Hymens wird die Schaare sie begleiten. So wahr ists, daß jede Art von Ungewißheit nahe an Furcht gränzt! — Und so bewundernswürdig ist die Weisheit der Natur, daß dasjenige, was ohne die Schamhaftigkeit nichts wäre, durch sie einen unermeßlichen Werth

hat! Daher jene namenlosen Grazien, welche der halb entblößte, und halb verdeckte Liebreiz erzeugt; daher jener Zauber der Koketterie, welchen die Natur mittheilt und welchen keine Künsteley zu erreichen im Stande ist!

Koketterie nemlich besteht in der Erweckung fremder, und in der Zurückhaltung eigner Begierden. Gleichwie es nun einen himmlischen Amor giebt und einen irrdischen, so giebts auch zweyerley Arten der Koketterie. Durch geheuchelten Widerstand reizt die eine, um desto unumschränkter zu fesseln; nur auf die Probe setzt den Liebhaber die andere, um ihn erst nach ausgestandener Prüfung glücklich zu machen. Von sehr schöner Seite erscheint diese leztere in Plato's Symposion oder Gespräch über die Liebe: "Warum, heißt es, setzt der Liebhaber nach und warum flieht die Geliebte? Um in dem Wettlaufe die Probe zu machen, ob von beyden Seiten die Liebe von ächter, daurender Art sey?" — Dürfte keines von beyden den ersten Angriff wagen, so würde niemals Vereinigung entstehn; der Streit also erzeuget den Frieden. Oeffentlich billigt man daher die Achtsamkeiten, welche eine Mannsperson gegen das schöne Geschlecht zeigt. Hieraus entsteht eine gewisse Art von Höflichkeit und Galanterie, welche die Liebe desto angenehmer macht, je mehr sie

dieselbe einschränkt. Die guten Manieren verbreiten Anmuth und Leichtigkeit über das gesellschaftliche Leben; allein es entstehn daher noch wichtigere Vortheile. Ist nämlich unser Temperament zu einer Leidenschaft geneigt, welche andern Menschen lästig und schädlich seyn kann, so ist die artige Lebensart gleichsam ein Zaum, welcher wenigstens den Ausbruch der Ausschweifungen verhindert. Die Galanterie ist eine von den Verfeinerungen der ritterschaftlichen Grosmuth. Die Natur hat dem Manne den Vorzug gegeben; ihm kömmt es zu diesen Vorzug zu vergelten durch zuvorkommende Gefälligkeiten. Der Barbar bedient sich des männlichen Vorzugs die Weiber in die Dienstbarkeit zu werfen, sie einzuschließen, zu schlagen und zu verkaufen. Je mehr die gesittete Europäerin durch Widerstand sich höhern Werth giebt, desto mehr Liebe und Ehrfurcht kann sie von unserm Geschlechte erwarten.

Nichts desto weniger muß man auch hier beyde Extreme sorgfältig vermeiden. — Wenn die Weibspersonen zu wenig Anspruch auf Hochachtung machen, wenn sie sich aller Schamhaftigkeit gänzlich entladen, so werden die Männer bey ihnen nur die wenigen Augenblicke verlieren, welche zur Fortpflanzung bestimmt sind. Wenn sie hingegen auch nur den flüchtigsten Blick als Entheiligung

ihrer Ehre befürchten, so werden wir dadurch gezwungen, wieder abgöttische Liebhaber und irrende Ritter zu werden. Gleichwie wir uns im ersten Falle zu wenig, so würden wir uns in leztern Falle zu viel mit der Liebe beschäftigen. In Griechenland lebten die Frauen und Töchter größtentheils einsam und in das Innere des Hauses verschlossen; nur schöne Jünglinge oder öffentliche Courtisanen reizten die Liebe der Männer. Rechtschaffne, keusche Weiber machten keinen Theil der guten Gesellschaft oder der schönen Welt aus. Vielleicht daher, daß uns das Alterthum so wenig Werke in dem Geschmack der Galanterie aufweißt!

Eine weder allzu weit getriebene noch ganz hingeworfne Schamhaftigkeit scheint, so wie die stärkste Brustwehr der weiblichen Tugend, also auch ihr einnehmendester Liebreiz. Wie überall, so muß auch hier das Laster selbst sich unter der Larve der Tugend verbergen. Und daher ist, anstatt der Koketterie der Natur; eine geheuchelte Koketterie Mode geworden. Wo ist wohl eine Dirne, welche ihren Reiz nicht suche, einiger maßen dadurch zu erhöhen, daß sie auf den Wangen erröthet, auch wenn ihr Herz sich nicht mehr zu schämen im Stand ist? Auch in den Tempeln der Schamlosigkeit selbst, wenn etwann die elenden Geschöpfe

betroffen und unwillig dastehn, daß man ihre unreine Wohnung blos aus Fürwitz besucht hat, sind sie alsdenn schamlos genug, sich schamhaft zu stellen. *) So wahr ists, daß Schamhaftigkeit die Schönheit der Schönheit, und die Stärke des weiblichen Geschlechts ist! Nicht weniger ist sie ein Zunder der Begierden als ihre Brustwehr. Die Wollust, sagt Montagne, ist wie die Bücher, welche desto verkäuflicher werden, je mehr sie unterdrückt sind. — Nach dem Berichte des Herrn von Tournefort giebt es in einigen Städten in der Türkei Weiber, deren Handwerk es ist, die Neuverlobte zu unterweisen, wie sie sich bey dem Besuche des Bräutigams zu betragen habe. Von Stück zu Stück muß sie dieser entkleiden; man sagt, daß sie während dieser Zeit lange Gebether hersage und sehr ernstlich besorgt sey, eine Menge Knoten an ihrem Gürtel zu knüpfen, so daß der arme Liebhaber sich Stundenlange martern müsse, bis er diese Knoten aufgelös't habe. Hier ist also die Koketterie zu einem durch die Gesetze eingeführten Gebrauche geworden. — Eben so bey den Kamtschadalen: Wenn ein solcher heurathen will, so entdeckt er seine Neigung den Aeltern

*) Man sehe 1 Mos. XXXVIII. wo Juda die Thamar um ihrer affectirten Verhüllung willen für eine Dirne ansah.

der Geliebten und bittet sich die Erlaubniß aus, in ihren Dienst zu treten. Während seines Diensts sucht er sich durch Sorgfalt und Emsigkeit auf das beste einzuschmeicheln. Ist nun die Dienstzeit vorbey, so bewirbt er sich um die Erfüllung seines Verlangens. Wenn man nicht mit ihm zufrieden ist, so giebt man ihm seinen Abschied, mit einem kleinen Geschenke für seine Dienste: hat er sich aber beliebt gemacht, so ist weiter nichts mehr für ihn zu thun übrig, als seine Braut nakend auszuziehen. Allein dieß ist so leicht nicht. Von dem Augenblicke an, da der Bräutigam die Erlaubniß hat, sie auszukleiden, nehmen sie alle Weibsleute im Dorfe in Schutz, ersticken sie fast in Kleidern, ziehn ihr ein Gewand über das andre an, und umwickeln sie dergestalt mit Fischnetzen und ledernen Riemen, daß sie einer Mumie gleich sieht. Der Bräutigam sucht indeß die Zeit abzupassen, und sie allein, oder nur in kleiner Gesellschaft zu finden, und wenn es ihm glückt, so wirft er sich auf sie, um ihre Netze, Riemen und Bänder vom Leibe zu reissen. Wenn dieses die andern Weibspersonen, die zur Wache bey ihr stehn, gewahr werden, so eilen sie zum Beystande der Braut und stürzen ohne Barmherzigkeit auf ihn los, ziehn ihn mit den Haaren davon, schlagen und zerkratzen ihm das Gesicht und mißhan-

deln ihn auf alle Weise. Wenn der Weibspersonen nur wenige bey der Hand sind, so erhält er vielleicht seine Absicht, und sobald er seine Braut völlig entblößt hat, läuft er von ihr, sie aber ruft ihn itzo mit zärtlichen Worten zurück. Giebts wohl ein lebhafteres Bild von dem langen Kriege des Jünglings und von der endlichen Niederlage des Mädchens? Zum Vergnügen scheinen der Widerstand und die Schamhaftigkeit so unvermeidlich nothwendig, daß man die Züchtigkeit auch in jenem Augenblicke, der zu ihrem Untergange bestimmt ist, ungerne vermisset. Aus dieser Ursache, sagt Plutarch, haben die Alten einen Stempel für die Venus im Schleyer geheiligt, und Juno um die Lüsternheit des Gemahls desto lebhafter zu reizen, stellte sich so sittsam, daß er gezwungen ward, sie in eine göldene Wolke zu hüllen, damit sie in der Umarmung ja nicht von der Sonne entdeckt werden möchte. Wenn ich sehe, wie viel Delicatesse Homer dieser Göttin zuschreibt, so begreif' ich nicht, wie es ihm entgehn konnte, bey der Beschreibung des Cythärischen Gürtels, in welchem er alle Reize der Wollust vereinigt, des ersten, oder der Grazie derselben, ich meyne der Schamhaftigkeit, Erwähnung zu thun: Ohne Zweifel daß bey den Alten schon der Gürtel allein bey den Frauenspersonen Sinnbild der Züchtig-

keit, so wie bey den Männern Sinnbild der Stärke gewesen.

Wenn die meisten Gesetzgeber die cynischen Grundsätze verdammten, so geschah es, weil sie befürchteten, der allzugewöhnliche Anblick des Liebesgenusses möchte Ekel von einem Vergnügen erwecken, welches doch zur Erhaltung des menschlichen Geschlechtes bestimmt ist. Sie sahn, daß die halbe Verschleyerung des weiblichen Reizes durch die Imagination verschönert werde; das Gewand neckt den Fürwiz; die Schwierigkeit macht die Gegengunst schmeichelhafter und vervielfältigt die Vergnügungen. Aus dieser Ursache erlaubte Lykurg den Spartanern nur verstohlen zu den Weibern zu gehen. —

Und warum wird auch unter uns von Kindheit auf dem schönen Geschlechte weit mehr als dem unsrigen geschmeichelt? Ohne Zweifel aus gleicher Ursache, warum man z. B. dem Soldaten mehr Ehrbegierde einflößt als dem Bauer, damit er desto sorgfältiger seine eigne Ehre behaupte. Gut also ist es, junge Mädchen frühzeitig an sittsames Betragen und an schamhafte Gebehrden zu gewöhnen. Eben so wie die Empfindungen der Seele den Körper — so sollte der Körper durch äussern Anstand die Seele veredeln. Aufs genauste sind sie vereinigt. In den Aesten des fünften Nerven-

paares fand Thomas Willis *) die Ursache, warum Liebäugeln und Küssen der Liebe zum allgemeinen Wörterbuche dienen. Aergerlich scheints mir wenn man junge Leute so leichtsinnig zum Küssen, zu Umhalsungen, zu kützelnden Bewegungen und schlüpfrigen Stellungen gewöhnet. Immer scheint es mir lehrreich, was die Schwester des Pascals in der Lebensbeschreibung ihres Bruders erzählt: " Wenn ich bisweilen von ungefehr sagte, daß ich eine schöne Weibsperson gesehn hätte, so ward er böse und bat mich, ich sollte vor Bedienten und vor jungen Leuten keine solche Reden führen, weil ich nicht wisse, was für Gedanken ich bey ihnen erwecke. Auch die Liebkosungen, die ich von meinen Kindern empfieng, konnte er nicht ausstehn; er sagte: ich müßte sie davon entwöhnen, weil sie ihnen gefährlich seyn könnten und man denselben ja auf hundert andre Arten die Zärtlichkeit an den Tag legen könnte. " — Auch hier giebt Juvenals: Puero maxima debetur reverentia, und in gewissem Sinne kan man behaupten, daß die Schamhaftigkeit, Schamhaftigkeit einflöße, so lächerlich es sonst seyn mag, was Thomasius von einem gewissen Karthäuser, Peter

*) S. Cerebri Anatome Nervorumque Descriptio & Usus. C. XXII.

Garnefelt, erzählt: Er habe in seinen zu Cölln im J. 1622 herausgegebenen Elucid. Sacr. B. V. S. 645. gelehret, die Jungfrau Maria habe eine Virginitatem penetrativam gehabt, so daß diejenigen, welche sie ansahn, von jeder unkeuschen Regung befreyt worden seyn. — Wie sehr die Schamhaftigkeit nicht nur den Reiz der Schönheit erhöhe, sondern zugleich auch die Begierden bezähme, drückt Marot eben so stark als naiv aus:

— — Quand je sens son cœur si chaste & haut,
Je l'aime tant que je ne l'ose aimer.

Gefallen will der Verliebte, aus Besorgniß zu misfallen durch Verrathung seiner Triebe, verbirgt er dieselben. Sehr lebhaft hat einer unsrer Minnesinger diese Gemüthsverfassung beschrieben:

Man seit dü Scham si ein sotaner Sin
Der zeiner Stunde wil und isch nicht wil
Der Sin wirft hin und her die Vrowen min
Si wünscht und flüchet doch ir wunsches Zil
Est gar ein Jamer den dü Scham getout
So si den ganzen Willen so zertheilet
Vor dirre Not hat stete mich behuot
Dü Scham enlusset nicht in meinem Muot
Min Will ist zallen Ziten ungetheilet
Ich wil es immer was ich lange wollte,
Daz mich ir wisser Arm umbvahen sollte.

Ein französischer Dichter schildert diesen innern Streit in dem Herzen in folgenden Versen:

Malheureuſe d'être inhumaine
Honteuſe de ne l'être pas,
Themire repouſſe avec peine
Acis, qu'elle appelle en ſes bras.
Themire enivrée, éperdüe,
Tour-à-tour ſe laiſſe emporter
Au plaiſir de s'être rendüe,
A la gloire de réſiſter.

Was für Bewegungen, was für Leben müssen nicht ein Herz beseelen, in welchem alle Triebfedern, alle sowohl begehrende als verabscheuende Kräfte also gespannt sind? Dieser gewaltsame Kampf zwischen Liebe und Schamhaftigkeit war es, welcher jenes hohe Gefühl der Dido erwekte:

Sed mihi vel Tellus optem prius ima dehiſcat,
Vel Pater omnipotens adigat me fulmine ad umbras
Pallenæis umbras Crebi noctemque profundam,
Ante Pudor quam te violem & tua jura reſolvam!

So göttlich indeß der Einfluß der Schamhaftigkeit auf die Sitten seyn mag, so gränzt auch

da das Laster an Tugend. Ein Junge oder ein Mädchen, die menschenscheu jede Gesellschaft mit Leuten von anderm Geschlechte verabscheuen, sezzen sich mehr in Verdacht einsamer Selbstbeflekkung als andre, die unbefangen und offen in dem Umgange der Welt zu erscheinen gewohnt sind. Je schuldloser der Mensch ist, desto weniger wird er vor gewissen unbedeutenden Freyheiten erschrecken. Jene Ziererey und Sprödigkeit, jenes übertrieben schüchterne und leutscheue Wesen ist der Affe der Schamhaftigkeit, nicht wahre Schamhaftigkeit. Damit aber billigen wir die Unbefangenheit jener Minnesinger auch nicht, welche in dem jungfräulichen Bette die Probe ihrer ehrfurchtsvollsten Enthalsamkeit gaben; eben so wenig jene frommen Weibspersonen, welche (wie Bayle bey Gelegenheit von Dodwells Dissert. Cypr. erzählt,) bey Jünglingen lagen, ohne darum mit weniger Dreistigkeit behaupten zu dürfen, daß sie Jungfrauen bleiben. Man glaubte Paul von Samosata habe der erste diese Gewohnheit in der Kirche zu Antiochia eingeführt, wozu ihn vielleicht der Gebrauch der Syneisacton verleitete, welcher unter den heidnischen Einwohnern dieser Stadt nicht neu war. Gegen Ende des 13ten Jahrhunderts war die Secte der Fratricelli entstanden; sonst hießen sie auch Bisochi oder Beguinen. Man giebt

ihren

ihren Verbrüderungen folgenden Ursprung: *) — Aus Furcht vor den eifersüchtigen Männern lebten die Schönen ganz im verborgenen. Die Liebhaber also, um bey ihnen Zutritt zu finden, fiengen an im Aeüssern als ächte Anachoreten zu leben. Auf solche Weise waren sie jedem Ehemanne willkommen; ihr erbauliches Beyspiel und ihre gottseligen Gespräche sollten die Bekehrung der schwachen Weiber vollenden. Diesen aber schienen die Esoterischen Unterweisungen der Fratricelli eben so angenehm als ihnen die Exoterischen oder öffentlichen zuwider gewesen. Es giebt zwo Klassen der Schülerinnen für diesen noch heut zu Tage, obgleich unter andern Namen, hie und da herrschenden Orden galanter Andächteley und andächtelnder Galanterie. Aus frommem Triebe wohnen die Treuherzigen dem Spiele bey; die Heuchlerinnen in Erwartung der bonnes fortunes. Sehr leicht lassen sich erstere von taüschenden Gewissensräthen verführen; auch ehrliche Gewissensräthe lauffen Gefahr von leztern verführt zu werden. — Nicht selten ist mit der größten Sittenverdorbenheit der größte Anstand in den äussern Sitten verbunden. Diese falsche Schamhaftigkeit wird mit der ächten beym Lucian in den schönsten Kontrast

*) S. Annales galantes P. III. Hist. VII.

gesezt, in dem Gespräche der Krobyle und der Corinna. Freylich wagen wirs nicht zu entscheiden, ob gegleichsnete Züchtigkeit zügelloser Schamlosigkeit, oder Heucheley überhaupt offenbarer Ruchlosigkeit vorzuziehn ist? — Wenigstens wenn die Geseze und die Regierung selbst den Ausschweifungen Kraft und Ansehn verschaffen, so ist für die Sitten gar alles verloren.

August suchte, so viel er konnte, die Zucht in Rom herzustellen. Es gefiel ihm gar nicht, daß sich bey den Schauspielern die Damen ohne Unterschied unter die Männer hineindrängten; er erlaubte ihnen nicht anderst als nur von den erhöheten Pläzen auf die Kampfspiele der Fechter hinunter zu schauen; zu dem Ende hin schob er einmal bey den priesterlichen Spielen den Wettkampf zweer Fechter bis auf den folgenden Tag auf und ließ einen Befehl ergehn, es gefalle ihm nicht, daß eine Weibsperson vor fünf Uhr das Theater Besuche. — In dem Leben des Vespasians erzählt Sueton, daß der Senat, um der Ausgelassenheit Schranken zu sezen, die Weibspersonen, die sich den Sclaven eines andern Preis geben würden, auch selbst zur Sclaverey verurtheilt habe. In spätern Zeiten glaubten die Aediles, satis pœnarum in ipsa professione flagitii. *)

*) S. Tacitus Annal. B. II.

Von seltsamer Art war die Bestrafung der Ehebrecherinnen, welche zu Rom noch zur Zeit des Theodosius statt hatte. Die Strafbare schloß man in einen Ort der Unzucht ein. Zur gleichen Stunde, da man sie Preis gab, ward eine Glocke angezogen, damit man vor der Thüre merken konnte, was innwendig vorgieng. Wie viel strenger wurde nicht die treulose Gattinn bey den alten Germanen gestraft? Der beleidigte Gatte ließ ihr die Haarlocken wegscheeren, jagte sie in Gegenwart der Verwandten aus seinem Hause und ließ sie unter Peitschenschlägen durch die Stadt treiben. Die Dirne, die einen Ehemann verführte, wurde seinem Weibe zur Bestrafung überlassen.

Sowohl wegen feinerer Empfindsamkeit als wegen grösserer Gefahr, ist das weibliche Geschlecht von Natur schamhafter als das männliche. — Hiebey erinnere ich mich folgender Stelle in Plato's Gastmahl oder Gespräch von der Liebe: " Ehrenvoll ist es eine Geliebte zu gewinnen; schimpflich hingegen sie nicht zu gewinnen. Um sie zu erobern, darf man sich die ausserordentlichsten Mittel erlauben, — Mittel, die man zur Erreichung jeder andern Absicht nicht ohne Selbstbeschimpfung anwenden dürfte. Wer z. B. nach Geld oder nach einem Amte strebt, und er würde bey seinem Gönner demüthig und flehentlich bitten,

wie der Liebhaber um die Gunst der Geliebten, er würde eydliche Betheurungen thun, die Nacht durch vor der Thürschwelle schmachten, freywillige Dienste mit sclavischer Unterwerfung verrichten, u. s. w. — wie sehr würde nicht ein solcher sich in jedermanns Augen entehren? — Dem Liebhaber hingegen wird alles dieß zu gute gehalten. „ — Von den neueren Griechen sagt Le-Brun, *) wenn sie den Schönen die Heftigkeit der Leidenschaft an den Tag legen wollen, so schneiden sie sich Wunden in die Hände und Arme, indem sie rasend um das Haus der Geliebten herumschweifen. Diese verliebte Wuth herrscht auch unter den Türken. — Und selbst in dem kältern Norden wie ungemein viel sclavische Ergebenheit wird man nicht einem Liebhaber verzeyhn? Wie äusserst lächerlich hingegen wär nicht ein Mädchen, welches aller Orten dem Geliebten mit schmeichelhaften Achtsamkeiten zuvorkommen, ihn mit Geschenken beehren und vor seinem Fenster einen Serenate anbringen würde? — Auf beyden Seiten sind die Begierden gleich lebhaft: allein was würde aus dem menschlichen Geschlecht werden, wenn die Ordnung des Angriffs und der Vertheidigung umgekehrt würde? Der angreifende Theil würde zufälliger Weise zu einer Zeit angreifen, wenn

*) S. Voïage au Levant Ch. XXIX. S. 494.

kein Sieg möglich wär; der andre Theil würde in Ruhe und Frieden gelassen, wenn er sich zu ergeben Lust hätte; er würde verfolgt werden, wenn er nicht einmal zu entsprechen im Stande wär; mit einem Worte, immer säh man Vermögen und Willen im Widerspruch; bey immer ungetheilten Begierden würde die Liebe nicht länger die Natur unterstüzen, sondern zerstören. Umsonst also, daß gewisse cynische Philosophinnen behaupten, daß dasjenige, was für unser Geschlecht nicht entehrend ist, auch für das weibliche Geschlecht nicht schändlich seyn könne! Keineswegs gleich sind die Folgen bey verschiednem Geschlechte. Die strengern Pflichten des Weibes rühren unter andern auch daher, daß ein Kind nothwendig von einem Vater muß anerkennt werden.

Und gleichwol, wenn einmal das Weib den Gürtel der Schamhaftigkeit wegwirft, so wird es sich gewöhnlich die größten Ausschweifungen erlauben; alsdenn nämlich glaubt es, nichts mehr zu verlieren zu haben, und nur desto heftiger bricht izt die Flamme der Unkeuschheit los, je länger sie verschloßen gewesen. Wer hat nicht von der zügellosen Lüsternheit der Otaheitinnen gehört? Von den Weiberu zu Patane, in Bantam und in den kleinen Königreichen von Guinea erzählt Smith, sie greiffen jeden Mann an, und wenn sie ein

solcher verschmähe, so dräuen sie, daß sie's ihrem Ehgenoßen anzeigen werden. Bey Lysimachs Gastmale wollte Hipparchia mit Theodor das gleiche Spiel spielen, welches sie in dem Porticus mit dem Krates gespielt hatte: allein dieser Gottesläugner hatte mehr Schamhaftigkeit als sie; er konnte sich nicht entschließen, das Spiel vor den Augen der Anwesenden zu vollenden. Natürlich ist es, daß eine Weibsperson, wenn sie einmal den ersten Schritt gethan hat, die Schamlosigkeit weiter treibt als eine Mannsperson, weil nämlich ihr Naturell weit wollüstiger ist als das männliche. Auf diese Weise macht es der Herausgeber von Meursius Elegantiis latini sermonis begrifflich, warum Aloisia Sigäa, eine Spanierin von Toledo, so frey von der Wollust geschrieben habe. — Hier kann ich eine selzame Anecdote von Heloisen nicht unberührt laßen: Lieber wollte sie die Maitreße des Abelards als die Gemalin des größten Monarchen von der Welt seyn: si me, schreibt sie an ihren Geliebten, Augustus universo præsidens mundo, matrimonii honore dignaretur totumque mihi orbem confirmaret in perpetuo possidendum, charius mihi & dignius videretur tua dici meretrix, quam illius Imperatrix. Man merke wol, sie sagt nicht bloß charius, sie hälts nicht nur für süßer, auch für anständiger und

ehrenvoller, Abälards Maitreße zu seyn. Jede Leidenschaft nämlich, ungeachtet sie nichts anders ist als nüancirte Eigenliebe, als Tochter der Eigengenliebe, so verschlingt sie, einmal auf den höchsten Ton gestimmet, selbst ihre Mutter.

Und wenn wir nun die Schamlosigkeit in den Sitten verabscheuen, warum sollten wir sie weniger in den Kunstwerken verabscheuen? — Noch eine besondre Abhandlung müßten wir schreiben, wenn wir zeigen wollten, wie sich auch die Freyheit des Ausdruckes nach den verschiedenen Umständen, nach dem Klima, nach der Regierungsform, nach der Religion u. s. w. entweder einschränke oder erweitere. So ferne z. B. ist es, daß man bloß darum den modernen Franzosen mehr Schamhaftigkeit zuschreiben dürfe als den alten Israeliten, *) daß vielmehr die erkünstelte Bescheidenheit der erstern sehr oft nichts anders als Schminke der Schamlosigkeit seyn mag. **) Den freyern Ausdruck der Morgenländer hat Michaelis folgender Maßen erklärt: Bey uns macht der freye Umgang zwischen beyden Geschlechtern, daß man sich in der Rede sorgfältig vor jedem Worte hütet,

*) S. Ezechiel XIV, 25, 26. XXIII. Esajas LVII, 7, 8. Jerem. II.

**) S. St. Reals Oeuvr. T. IV, Ch. X. de le Critique.

worüber die Schönen errötheu müßten. Da diese hingegen im Oriente von den Männern entfernt lebten, so konnten sich die Männer weit größere Freyheit im Reden erlauben. So wol in dem Gespräche als in den Werken der Kunst kan man zu wenig und zu viel thun. *) Indeß unterschreiben wir die Anmerkung des Franziskus von Sales: **) Es ist das Zeichen einer niedrigen, groben, viehischen Seele, so viel Worte über die Speisen und Gerichte zu machen, ehe man zur Tafel geht, und noch vielmehr wenn man von derselben aufsteht, wie gewiße Leute thun, deren ganzer Geist immer nur in der Schüßel ist: anstatt daß gesittete Leute niemals an die Speisetafel denken, als wenn sie sich dabey hinsezen, und noch über dieß die Hände waschen und den Mund spühlen, so bald sie aufstehen, damit sie ja keinen Geruch oder Geschmack mehr von den Speisen zurückbehalten. Die An-

*) Burman sagt in der Praef. ad Petron. wie der die gar zu ängstlichen Kunstrichter: Si ita grassari liceat in Autores, qui res turpissimas, non verbis fœdis & pudendis, sed honesta & gravi oratione exposuerunt, jam cultrum & falcem immittant sanctissimo cuique scriptori, ipsam nobis S. Scripturam, Vaticinia Prophetarum & Epistolas Pauli contaminent & mutilent, imo vero sibi eas partes, quibus peccandi est facultas, praecidant ---

**) S. Introd. à la vie dévote P. III. Ch. 39.

wendung auf die Sinneslust überhaupt wird jedermann leicht seyn. Wenn wir z. B. den Sanchez *) tadeln, der in seinem Buche de matrimonio die schlüpfrigsten Phantasien auskramt, so tadeln wir nicht weniger den P. Bouhours, welcher alle Uebersezer des N. Test. verdammt, daß sie das genuit Abraham gerade zu wörtlich übersezt haben. **)

Indem wir die Schamhaftigkeit als heilige Tugend, als Grazie aller Tugenden empfehlen, so dürfen wir auch nicht vergeßen; daß sie es ist, welche zufälliger und unschuldiger Weise das Laster der Eifersucht nähret. Je größer z. B. in Morgenland die weibliche Eingezogenheit seyn mag, desto grausamer ist auch die männliche Eifersucht. Wo jeder Blick, jede Gebehrde Prostitution scheint, da muß man ja tausend Reizungen zur Eifersucht finden. — Franz Torre erhängte sich in Modena, während daß Guicciardin Statthalter daselbst war, und zwar nach dem Berichte dieses Geschicht-

*) S. B. II, Disp. 21, n. 11. B. IX, Disp. 17, n. 1. 2. 3. 4. 8.

**) Man sehe des frommen Arnaud Schreiben zur Vertheidigung des Boileau gegen die Beschuldigungen des Perault; in diesem Schreiben werden die Bedenklichkeiten des P. Bouhours nach Verdienen lächerlich gemacht.

schreibers deswegen, weil die Courtisane La Calore, in welche er sterblich verliebt war, mit der Hande einen Edelmann berührte, der mit ihr Schach spielte. — Der Spanier ist eifersüchtig selbst auf die Gedanken desjenigen, der seinem Weibe sich nähert. Hüme erzält, die Mutter des Königs in Spanien sey auf ihrer Reise nach Madrid durch eine kleine Stadt gekommen, welche wegen ihres Gewerbes mit Handschuhen und Strümpfen berühmt war. Der treuherzige Magistrat dieses Städtgens glaubte seine Freude nicht beßer bezeugen zu können, als wenn er der Königin ein Muster von den Waaren darböte, wodurch das Städtgen allein berühmt ward. Der Major Domus, welcher sie begleitete, nahm die Handschuhe gnädig auf; allein als die Strümpfe hervorgelangt wurden, warf er sie mit Unwillen weg, und beschuldigte den Magistrat eines ungesitteten Wesens. Ihr sollt wißen, sprach er, daß die Königinnen in Spanien keine Beine haben. Die junge Königinn, welche man oft mit solchen Geschichten von der spanischen Eifersucht erschreckt hatte, bildete sich schon ein, man werde ihr die Beine abschneiden und sie brach in lautes Geschrey aus. Man hatte Mühe, sie zu besänftigen. Dieser Zufall wurde Philipp IV. hinterbracht und man versichert, dieß sey das einzige mal gewesen, daß

man ihn habe lachen sehen. — Zu den Zeiten Ludwigs des Heiligen trieb man die Delicateße der Schamhaftigkeit so weit, daß ein eigner weiblicher Henker für die Mißethäterinnen bestimmt war, welches aus einer Verordnung dieses Königs vom J. 1264. erhellet. *) — Das Gesez der Visigoten gestattete keinem Arzte, einer freyen Frauensperson die Ader zu öfnen, als nur in Gegenwart der Aeltern, des Bruders, des Sohnes oder Oheims. Bey den Vestalen gieng die Gewißenhaftigkeit so weit, daß die Römer die Klodia Läta, weil sich Kaligula nur von weitem ihr nahte, sogleich deswegen für entweyht ansahn, obgleich es nach dem Zeugniß des Suetons erwiesen war, daß er sie nicht berührt habe. **)

VIII.

Ueber den Spieltisch.

Wozu auch Erholung? Keiner andern bedarf es, als in den Geschäften selber des Wechsels. Noch so mechanisch und gleichförmig sey unsre

*) S. Traité de la Police T. I. S. 546.

**) Man vergleiche damit eine seltsame Stelle des Franc. de Sales Introd. à la Vie devote P. III, S. 234, und

Berufsart, bey geübter Aufmerksamkeit wird sich ihr Umkreis erweitern und zu einer Welt von immer neuen Beobachtungen wird die engste Werkstette werden. Nur mag man sich jenes Gefangnen erinnern, welcher, Zeitlebens inner vier Mauren verschloßen, die Stunden sich mit Betrachtung einer Spinne verkürzte; in ihrem Geweb und in ihren Bewegungen fand er Stof zu unerschöpflichen Bemerkungen, von denen immer eine die andre erzeugte. Gleichviel wie der Gegenstand sey, eine Welt oder ein Stäubgen, darauf kömmts an, wozu der Beobachter die Dinge umbilden und anwenden könne. Heil demjenigen, der sich selbst genug, der für sich allein und abgesondert seine eigne Schaubühne und Welt seyn kann; Ohne Theilnehmung indeß, wie bald würde nicht der ganze Staat einer Kartheüserhöle gleich seyn? Zur Vereinigung der Menschen und zur Verfeinerung der Sitten wurden also von den Gesezgebern aller Völker und aller Zeitalter gemeinschaftliche Erholungen, Spiele, Feyerlichkeiten verordnet. Man befürchte ja nicht, daß ich die Schwärmerey so weit treibe und von unserm entnervten Jahrhundert olympische Spiele, Wettrennen, Ringen, Kämpfe,

eine Stelle, welche P. Bignon in seiner Ausgabe weggelassen, Bayle aber im Artikel Barbe C. n. 15. angeführt hat.

mit einem Worte die Gymnastick der Alten, oder wol gar ihre Musenspiele, Declamationen und Gesänge erwarte! Schon lange sind jene Zeiten nicht mehr — auch nicht mehr die Zeit der Ritterschaftlichen Turniere, der helvetischen Schießgesellschaften, Wallfarten und andrer öffentlicher Spiele: Wahr ists, solche zalreiche Zusamenkünfte sind bisweilen gefährlich. Im J. 1458. war zu Kostniz ein Schüzenspiel. Einige von den anwesenden Eydgenoßen wollten die Zeche mit Bernerplapperts bezalen; diese Münze verwarf man und hieß selbige Kühplappert. Hierüber wurden die Eydgenoßen so sehr beleydigt, daß sie die Stadt Kostniz bestürmten und erst nach Erlegung von 8000. Gulden wieder heimzogen. — Dem Gesezgeber also und der Regierung überlaßen wir die Einschränkung so wol als die Erfindung öffentlicher Nationalspiele: nur von haüslichen und Privatspielen sey hier die Rede! Und hier sehen wir uns von einer Menge verwikelter Fragen bestürmt: Was für ein Unterschied zwischen Geschäften und Spielen? Diese leztere, unter was für Umständen sind sie erlaubt oder verboten? Wie kömmts, daß man in jedem Zeitalter und in allen Ländern, bey den rauen Germaniern wie bey den feinen Griechen, unter den politen Franzosen wie unter den wilden Huronen, immer Geschmack für Spiele gehabt

hat? wie entdeckt man aus der Beschaffenheit solcher Spiele den Karakter der Zeiten und Völker? Was für eine Verfaßung des Gemütes verräth diese Neigung zum Spielen? Nicht immer Eigennuz und Gewinnsucht, noch viel öfter Langweil und Ueberdruß des Lebens vereinigen die Sterblichen am Spieltisch. Derselbe Geist der Neugier und des Fürwizes, dieselbe Unbehaglichkeit bey gänzlicher Unthätigkeit, derselbe Hang zur Abwechslung, zum Außerordentlichen und Selzamen, die mich aufs Kanape hinziehn, daß ich einen Roman oder eine Reise-Beschreibung zur Hand nehme, scheinen andre hinzulocken zu Würfeln und Karten. Nur der Gegenstand unsrer Aufmerksamkeit ist verschieden, mehr oder weniger ist ihre Anstrengung die gleiche, ob ich die Verwiklung in einem Schauspiel oder auf dem Schachbret, ob ich den Wurf des Schicksals auf dem Schlachtfeld oder in den Spielwürfeln betrachte. Freylich ist in lezterm Falle der Gegenstand anschauliche und sinnlicher, er ist weniger gros und verwicklet, er ist mir bekannter und näher als in einer Reisebeschreibung, Epopäe oder Geschichte. Und wenn nun gar keine Spielkarten, überal keine Spielkünste wären, würden wir gleichwol jeden Abend uns in Gesellschaften einfinden? Wo nicht, was würden wir alsdenn mit der müßigen Zeit anfangen? Und

thun wirs, mit was für Gesprächen oder Zeitvertreiben könnten wir, ohne Karten, die Stunden ausfüllen? Würde mehr gezecht, mehr geschwazt werden? Sollen wir den Spielerfinder als Wolthäter oder als Feind des menschlichen Geschlechtes betrachten? Bereits im Jahr 1330. wurden die Spielkarten, und zwar von den Spaniern erfunden.*) Die Erfindung hatten vermutlich die Spanier von den Arabern entlehnt. Um die Schwermut des französischen Königes Carls VI. zu zerstreuen, wurden die Karten auch nach Frankreich gebracht. Das französische Wort Lansguenet kömmt von Landsknecht her, und find sich schon im Jahr 1392. So vieles immer die Deutschen den Franzosen abgeborgt haben, doch gleichwol nicht die Spielkarten. Wären diese aus Frankreich nach Deutschland gekommen, so würde (nach Büschings Bemerkung in seiner Geschichte der zeichnenden Künste) der gemeine Mann die französischen Namen beybehalten haben. Die Lilien auf dem Zepter der Kartenkönige und auf den Kleidern beweisen nichts; man sieht diese Linien auch auf dem Zepter und den Kronen verschiedener abendländischer Käyser und alten englischen Könige. Nach

*) S. die Eclairciſſemens ſur l'invention de cartes à jouer par Mr. l'Abbé Rive.

Büschings Vermuthung haben die Spielkarten zur Erfindung der Formschneiderkunst Veranlaßung gegeben. Ohne Zweifel gemalt waren die ältesten Karten; die in Holz geschnittenen und nachher abgedruckten Karten sind wahrscheinlicher Weise deutschen Ursprunges und für die Soldaten verfertigt. Schon um das Jahr 1441 druckte man Karten in Venedig, sie wurden aber zu eben der Zeit auch aus Deutschland dahin gebracht.

Ehrenvollern Ursprung scheint das Schachspiel zu haben. Den Ursprung desselben sezen viele in die Zeiten der Belagerung von Troja. Andere begnügen sich zu behaupten, daß dieses Spiel den Griechen und Römern nicht fremde gewesen: Latrunculi indeß, die Calculi und Scrupuli, welche man für das Schachspiel ansah, haben damit im Grunde keine Gemeinschaft. Anna Comunua erzält uns in dem Leben ihres Vaters Alexis Komunues, der in dem zwölften Jahrhundert Kaiser zu Konstantinopel gewesen, daß das Schachspiel oder Jairikon von den Persianern zu den Griechen gekommen. Die Persianer geben demselben einen indianischen Ursprung. Anfangs des fünften Jahrhunderts nach der christlichen Zeitrechnung lebte in Indien ein mächtiger Fürst an der Mündung des Ganges. Ein Bramin, Namens Sißar, ein Sohn Daher, unter-

unternahm es, diesem Despoten die unseligen Folgen seiner Tiranney vor Augen zu legen. In dieser Absicht erfand er das Schachspiel, wo der König, obschon die wichtigste Figur auf dem Schachbret, den Feind weder angreiffen noch sich gegen denselben vertheidigen darf, ohne die Beyhülfe seiner Unterthanen oder Soldaten. Unterm Vorwand, dem Despoten die Regel des Spiels zu erklären oder ihm zu zeigen, mit was für Kunst er die andern Figuren anwenden müsse, ließ er ihn wichtige Warheiten empfinden, die er sich bisher anzuhören geweigert hatte. — Nicht lange blieb das Schachspiel in Indien verschlossen; während der Regierung des Cosroes kam es in Persien, und zwar unter so besondern Umständen, welche verrathen, daß es immer zur Belustigung und zur Unterweisung der Könige bestimmt war, wie es der Name Schatrengi oder Schatrack, das Spiel der Könige, anzeigt. *) — Nicht weniger scheinen freylich auch die Spielkarten voll geheimnisreicher Bedeutung. Mit ehrfurchtsvollem Blicke laßt uns

*) In dem 4ten allgemeinen Concilium werden den Geistlichen nur die Würfel und andre Glückesspiele verboten; das Schachspiel durften sie treiben, wie man beym Peter Damian B. I. Ep. 10. sieht: aliud esse Scachum, aliud aleam; daß man Scaci durch

dem Spieltische nahen! Welch ein herrlicher, epischer oder dramatischer Schauplaz! die Handlung, insonderheit in ihrem Erfolge, wie simpel? die Maschinen, wie ganz neuer Art? Es sind die Kartenblätter selbst, Könige, Frauen und Knaben; ausserordentlich rüstig zu ihrem Geschäfte, treiben sie's unaufhaltsam, immer fortlaufend zum Ziele, in unbemerkter Stille, stossen aufeinander, fallen und fällen, Leichen über Leichen, Freund bey Feind, Aß bey König, seitwärts geworfen, wie nach Sieg oder Niederlage Albions und America's Streiter. — Bey den alten Germaniern war Krieg Spiel, so wie Spiel Krieg war; dieselbe Würkung bey dem einen wie bey dem andern; sehr oft auch beym Spiele wie im Kriege der Besiegte ein Sclave des Siegers! — Und wenn wir den Gang des heutigen Krieges betrachten, die schlaue Ausweichung entscheidender Treffen, die immer verwickeltere Schürzung des Knottens und die immer schwierigere Lösung desselben, sollts denn nicht vielmehr Spiel als Krieg seyn? Freylich ein Spiel, in seinen Folgen so grausam als selbst die blutigste

Schachspiele übersezen müsse, sieht man aus dem I. Buch des Gedichtes de Vetula, welches einige dem Ovidius zuschreiben, ungeachtet es eigentlich in das zwölfte oder dreyzehnte Jahrhundert gehöret.

Kriege? Doch klagt nicht, Ihr Völker! Eben so nothwendig ist für eure Beherrscher das Spiel mit den tausend und tausend bewafneten Maschinen, die wir Soldaten nennen, als dem Privatmann der Krieg zwischen den Figuren des Kartenspieles oder des Schachbrettes. In dem einen Fall wie in dem andern werden der König und der geringste seiner Unterthanen von gleicher Treibfeder beseelet. Ist es nicht Habsucht, so ist es Ehrgeiz, ist es nicht Ehrgeiz, so ist es Langweil, die den Fürsten ins Schlachtfeld, so wie den Privatmann zum Spieltische rufen.

Jeder Mensch, so wie jedes Volk, rauch oder gesittet, scheinen Erholung und Spiele zu bedürfen. Vielleicht daß man jener Verordnung Jacobs I. Königs in England nicht genug Recht wiederfahren läßt. Dieser Monarch bemerkte bey seinem Volke eine Art fanatischer Seuche; dieselbe offenbarte sich durch allzu aberglaübische Beobachtung des Sonntags und durch pietistische Enthaltung von jeder Art der Ergözungen; in öffentlichen Mandaten also befahl er, (was sich freylich durch Mandate nicht gerade zu befehlen läßt,) seine Unterthanen sollten sich belustigen und die übrige Zeit des Sonntages zum Freudenspiel brauchen. Wär dieses Gesez des Vaters

durchgängig beobachtet worden, so hätt' es vielleicht dem Sohn das Leben gerettet und England vor den traurigsten Erschütterungen verwahret. Aehnlicher Staatslist bedienten sich die römischen Käiser. Durch Lustbarkeiten wußten sie den Unmut des Volkes und daher entstehenden Aufruhr zu zerstreuen. Wenn ein Kind schreyt oder winselt, so wirds durch Puppenspiele besänftigt.

Und was für Zeitvertreib schickt sich für eine gemischte Gesellschaft? der Arbeiten müde, spricht der Gelehrte nicht gerne länger von Büchern, der Künstler von seinem Werkzeug, der Kaufmann von Handelsentwürfen, der Richter von Prozessen, die Dame von Haushaltungsgeschäften; auch würde keiner von den Anwesenden den andern verstehn oder sich intereßiren für des andern Gespräche; überdieß sind wir entweder ganz neu und fremd in der Gesellschaft, natürlicher Weise werden wir lieber zuhören als reden, und vielleicht beynahe schüchtern und verlegen aussehn: oder seit langem sind wir der Gesellschaft einverleibt, die gleichen Leute sehn wir täglich und stündlich, kaum enthalten wir uns, nicht auf das entgegen gesezte Ende zu fallen; wir werden nachläßig und unachtsam, allzufrey und ungezogen und die Hilfsquellen der Unterredung versiegen. Daher, sehr oft weniger aus Bosheit,

als aus Langweile, wird der Zirkel vom Dämon der Schmähsucht besessen! Heil also demjenigen, der ein Mittel zur Unterhaltung, der den Punkt findt, in welchem sich die Anwesende alle vereinigen, — Heil den Königen und Buben, den Aß und den Damen, durch welche mehr Theilnemmung, Gleichheit, Ruhe, Frieden, Ordnung, Verfeinerung in der menschlichen Gesellschaft bewürkt wird!

Die Glückseligkeit besteht in angemeßner Anwendung der menschlichen Kräfte. Und wer kann uns eine solche Glückseligkeit am besten verschaffen? Energie findet man selten; von Jugend auf scheint sie gelähmt so wol durch den eisernen Zepter eines immer bewafneten Despotismus als durch den Formalistengeist der Erziehung und Lebensart. Zu Lilliputiern sind die Enkel jener ehmaligen Giganten geworden; gleichwie die menschlichen Leidenschaften und Kräfte, so wird auch ihr Tummelplatz nur in verjüngtem Maaßstabe erscheinen; was für die Heroen des Altertums die Götterkämpfe, was für die Heldenritter der mittlern Zeiten, die Turniere und Befehdungen waren, das ist der Spieltisch für die Puppenseelen des heutigen Alters. Verengt und in ein kleines Rad zusammengedrängt, erscheint da die ganze Sphäre menschlicher Würk-

samkeit, freylich alles im Kleinen, alles mikroskopisch, doch immer ein treues Bild der Welt und des Lebens. Alles indeß gehorcht dem Zauberstabe der Mode. — Und so werden die Spiele, die blutigen der Fürsten, gleichwie die Zeit- und geldfressende der Particularen, unvermerkt andern, unschädlichen oder wol gar gemeinnüzigen Plaz machen müssen. — Anstatt sich beym Spieltische an dem Wettkampfe der Kartenfiguren zu wayden, werden die Alten sich beschäftigen als Zeugen und Richter bey den Leibesübungen der Jungen; anstatt beym Spiele zu wetteifern, werden sie einander auffordern zur besten Auflösung eines Räthsels oder zur Erfindung des glücklichsten Einfalls. Und die Fürsten? Anstatt mit dem Blute ganzer Menschengeschlechter zu spielen, werden sie die Entscheidung des Streites dem Gefechte einzelner Krieger anvertrauen, gleichwie ehmals Rom sein Schicksal den horazischen und kuriazischen Brüdern; anstatt durch bewafnete Kriegesheere nur im Schlachtfelde mit einander zu sprechen, treten sie entweder unmittelbar oder durch Gesandte zusammen und freundschaftlich kriegen sie um ganze Provinzen mit Würfeln und Karten; anstatt der verderblichsten Kriegen mit benachbarten Staaten, werden sie den eignen Boden bekriegen, indem sie

durch nüzliche Anstalten demselben den gedoppelten Ertrag abzugewinnen im Stande sind. Gleichwie man bisher durch Spiel und Krieg, so wird man durch Beförderung der Gewerbe und Künste Habsucht und Ehrgeiz befriedigen, und auf solche Weise gegen schädlichen Zeitvertreib wolthätige Menschenfreuden vertauschen.

*

* *

Und sollten bisherige Betrachtungen über den Spieltisch nicht ernsthaft und erbaulich genug seyn? Allenfalls ergreif' ich das nächste Tarokspiel und aus demselben studir' ich die ganze, grosse Geschichte der Welt und des menschlichen Lebens. Le Monde oder im Zirkel der Ewigkeit die Zeit, mit fliegendem Schleyer; in den vier Ekken eben nicht (wie Einige deuten,) jene vier heilige Symbole, aber doch die Zeichen der verschiedenen Zeiten des Jahres. Alsdenn das Menschengeschlecht, wie es der Engel des Lebens aus dem Staube hervorruft; ferner die Sonne, der Mond, die Gestirne, welche die neue Schöpfung befruchten. — Die Himmelsstürmer, in den Abgrund hinuntergeschleudert. — Nunmehr die Beute höllischer Dämons. — Ferner die Tugend im Kampfe mit dem blinden Glücke und mit dem Tode. — Die Weisheit mit der Lanterne. — Der Triumphwagen. — Die Regierung, geistliche und weltliche Aufsicht. — —

Wer mehr verlangt, der schlage das VIte Stück im zweyten Jahrgange des Göttingischen Magazins nach. Daselbst findt er, daß Court de Gebelin die Blätter des Tarokspieles zum uralten, ägyptischen Buch macht, zum vollständigen Spiegel des menschlichen Lebens. Der Gauckler oder Pagad dienet zum Sinnbilde, daß das ganze Leben nur ein Traum sey, ein beständiges Hazardspiel. — Die weltliche und geistliche Oberhäupter der Gesellschaft, die Könige und Priester. Hierauf der triumphirende Osiris auf dem Kriegeswagen, von zwey weissen Pferden gezogen, das Sinnbild der Gottheit. — Die ehliche Verbindung. — Die vier Hauptugenden. — Der Weise in der Person eines Einsiedlers mit der Lanterne u. s. w.

Ganz gründet das Spiel sich auf die heilige Zal Sieben, worauf die Aegypter die Gründe aller Wissenschaften zurükführen. Jede Farbe besteht aus zweymal sieben Charten; die Atous aus dreymal sieben; das ganze Spiel aus sieben und siebzig; denn der Sky kann nicht gerechnet werden. — Auch der Name des Spiels kömmt aus Aegypten. Tar, Weg; Ro, Ros, König; Taro, des Königs Weg, der königliche Weg des Lebens. Nach Andern sind diese Blätter A Rosh genennt worden; A. bedeutet Wissenschaft, Lehre; Rosh, Merkur; wenn man den Artikel T vorsezt, so heißt Taros

die Lehre des Gottes der Weisheit. Numer XXI. die Welt in dem Bilde der Göttinn Isis, in einem Ey, mit den vier Jahreszeiten. No. XX. Das Gericht, eigentlich die Schöpfung des Menschen durch den Osiris. No. XIX. die Schöpfung der Sonne, welche die Vereinigung des Mannes und des Weibes erleuchtet. No. XVIII. Die Schöpfung des Mondes und der Landthiere. No. XVII. Die Schöpfung der Sterne und der Fische. No. XVI. Das umgestürzte Haus des Himmels oder das Paradies, aus welchem Mann und Frau vertrieben werden. No. XV. Der Teufel oder der Typhon mit den gefallenen, ihm unterwürfigen Wesen. — Der Pagad, welcher mit der Ruthe der Magier Wunder thut und die Leichtgläubigkeit des Volkes hintergeht. — Der Sky oder die Thorheit folgt ihm, trägt in einem Sacke ihre Fehler auf dem Rücken und wird von einem Tiger oder den Gewissensbissen verfolgt.

Und diese Betrachtungen sollten weniger Zeitkürzend seyn, als eine Partey Tarock?

* * *

Daß das Kartenspiel den Deutschen bereits in der Mitte des XIVten Jahrhunderts bekannt gewesen, haben v. Murr und Heinekke durch Urkunden bewiesen. Daß es von kriegerischer Abkunft sey, zeigen die Kunstnammen König und Landsknecht,

Obermann und Untermann, Reuter und Panier, Picken und Degen, Abstechen, Töden, Trumpf oder Triumph u. s. w. Zugleich verrathen einige dieser Benennungen den teutschen Ursprung. — Im Jenner des deutschen Mercurs von J. 1783. liest man eine gelehrte Auslegung des Karniffelspiels, welches unter allegorischen Bildern den Sieg der weltlichen Macht über die Hierarchie darstellt.

IX.

Die Natur.

Ein Roman.

Erstes Hauptstück.

Einige sehn das Mädchen für ein Fündelkind an; Armuth und Schande sein Erbgut; glänzt's noch zuweilen, so ists nur Aktrize-Puz, der seine Armseligkeit deckt; den geborgten Schmuck hat es seinen Galanterien zu danken. — Nach Andern liegt in der Mine des Fräuleins ein — Ich weiß nicht was, welches vornehme Herkunft verräth. Nach Plato und andern Genealogisten soll die Heldinn unsrer Geschichte die Tochter des grossen Monarchen, des Herrn über Sonne und Mond seyn. Allein da sich dieser, wie gewöhnlich die morgen-

ländischen Fürsten, den Augen des Pöbels selten unenthüllt zeigt, da auch die ersten Eünnuchen nicht immer erfahren, was in dem Pallaste vorgeht, so ist man abermal verschiedener Meinung, wie und wenn die junge Dame vom Vater erzeugt worden. Daher halten Einige Ungefähr und Zufall für ihre Ammen und Pflegmütter; weit glaubwürdiger ist es nach Andern, daß immer ihr Vater in-cognito neben ihr stehe und sie, wie Mentor den Telemach, führe.

Zweites Hauptstück.

In der Kindheit lebte sie schuldlos, indem sie bald mit Dianen durch Wald und über Gebürg die Raubthiere verfolgte, bald mit Apoll die Lämmerheerde herumtrieb. Kein wollüstiges Sonnet oder frostiges Epigramm entweyhte damals ihr Ohr; kein unbescheidner Midas bot ihr für Gunstbezeugungen Gold an; kein wilder Held mordete oder ließ sich um ihres Bliks willen morden; kein Verläumder mißdeutete jede ihrer unschuldigsten Gebehrden. Sie beseeligte die ganze Flur umher; so sehr ward izt die Prinzeßin geliebt und verehrt, daß man unvermerkt ihres königlichen Vaters, an den sie sich erinnern sollte, zu vergessen anfieng. Die Gegend, in welcher sie lebte, wurde gestraft. Waldströme verschlangen Hütten und Heerden. Das Mädchen flüchtete sich weiter.

Drittes Hauptstück.

In rauherm Klima war sie genöthigt, durch Handarbeit dem Hunger zu wehren, und sich vor Hitz und Frost mit Kleidern zu schützen. Freylich ward sie dadurch erfindsam; von der Spinne lernte sie weben; von der Ameise sparen; Honig und Wachs und Zellen bereiten von der emsigen Biene. Hie und da zur Dienstmagd und Taglöhnerin herabgewürdigt, war beynahe ganz ihre hohe Abkunft vergessen.

Viertes Hauptstück.

Ein Mädchen ist immer das, wozu das Aug des Liebhabers sie umschaft. Leidenschaft und Lebensart, alles trägt das Gepräg des Klima. Keineswegs wird es befremden, wenn in Morgenland die Galanterie unsrer Heldin von morgenländischem Geschmak war, um ihre Gunstbezeugungen zu erhalten, ward sie von dem Liebhaber in magische Kraise gebannet; aus dem gestirnten Himmel las er ihr Ja=Wort; sie selbst sah er im heiligen Talar der Gottheit, von verklärten Geistern umgeben. Nur in Orakelsprüchen und Tempel=Hymnen hört' er sie sprechen. —

— In die Länge wird es eben so läßig, die Gottheit zu spielen, als ihr fruchtlosen Weyhrauch zu streun. Unsere Heldin schmeichelte sich, unter

dem freyern Himmel der Griechen weniger steife Aufwärter zu finden.

Fünftes Hauptstück.

Welch kostbaren, üppigen Jargon hörte sie da? Eben so dunkel, aber mit weniger Anstand als in Chaldäa! Ihre Liebhaber unterhielten sie in einer Stunde, izt als Göttinn, und izt als Buhldirne; ehrfurchtsvoll küßten sie izt die Schleppe ihres Kleides, und izt zerzaußten sie muthwillig ihre Haarlocken. Hierüber war jedermann einig, sie für eine Tochter der Venus zu halten. Den Meeresschaum, aus welchem diese sich loswand, hielten die Einen für den Grundstof ihres Karacters; ganz aus Feuerfunken zusammen geschmolzen schien sie den Andern, und diese glaubten sie in Vulkans Donner-Eße erzeugt. Nicht weniger war sie wegen des Wiederspruchs und wegen der Streitsucht, die sie zu lieben schien, bey manchem als unehliche Tochter des Kriegesgottes verdächtig. Die Einen unterstanden sich, mit ihr als mit einem kleinen, minderjährigen Kinde zu spielen; noch ärgerlicher war es für sie, von andern als Schwester des Saturns, als uraltes, gerunzeltes Müttergen betrachtet zu werden.

Sechstes Hauptstück.

Socrates war der erste, der ihre eigentliche Herkunft entdeckte und in natürlichen Ton mit ihr zu

reden anfieng. Der Unglückliche! Wozu halfs ihm, daß er Griechenlands Jugend zu ihr als der besten Tugendlehrerin führte? Er erweckte die Eifersucht seiner Nebenbuhler. Bisher war Dame Natur die Vertraute der Oberpriesterin gewesen. Diese empörte sich, daß Sokrates hatte aussagen dürfen, Fräulein Natur sey im Umgang angenehmer und lehrreicher als sie, eine alte Bethschwester, die sich mit Nachreden nähre und unter der heiligen Glorie abscheuliche Ausschweifungen begehe. Um diese Zeit war es, daß beyde, sonst die geheimsten, untrennbarsten Freundinnen, sich nunmehr entzweyten. In der Eifersucht gieng die Oberpriesterin weiter, als eine italiänische Donna; den Geliebten und Günstling der Natur ließ sie im Narrenkleid zur Schau stellen und hernach durch die Nebenbuhler ermorden.

Siebentes Hauptstück.

Sokrates war todt, und seine Freunde stritten um die Wette, das Herz unsrer Heldin zu rühren. Jeder, wie ihn die Kokette besonders stimmte. Plato streute ihr Weyhrauch wie einer Göttin; wenn er sie zuweilen mit freyen, ländlichen Spielen ergözte, so glaubte er gleichwol ihren Blik auch dadurch gewinnen zu können, indem er für sie Feenpaläste und Opernschöpfungen erbaute. — Epicur war auf den Fuß eines Vertrauten mit ihr; ihm

vergönnte sie im Nachtkleid sorglos an ihrer Seite zu ruhen; im kleinen Taumel mißbraucht' er zuweilen die Freyheit; indem er mit ihren Haarlocken sein Spiel trieb, flog der Puderstaub hoch auf; dann schien' ihm in verliebter Begeisterung die Raubwolke neue Gestalten, schön wie die Natur selber, zu bilden. Wol schwur er, daß diese selbst vormals aus solchen Sonnenstäubgen entstanden. — Diogen war noch ausgelaßner; jeden Schmuk riß er ihr weg, und setzte sie zum derben Fischerweibe hinab. — Jene hingegen war streng wie ein Mönch, der dem Beichtkind den kleinsten Seitenblik zur Sünde mißdeutet und immer bereit ist, mit verzehrendem Feuer zu dräuen. — Mit ihr lebte Pyrrho als Ehmann, der nicht daraus klug wird, der sich aber auch wenig bekümmert, ob ihn die Frau mit Hörnern bekröne oder nicht. — Aristot, ein feiner aber etwas kaltblütiger Aufwärter, mit hübschgeleckter Frisür, in abgemeßenen Schritten.

Achtes Hauptstück.

Fräulein Natur hatte izt an der Kunst eine vortrefliche Zofe. Jeden Liebreiz der Gebieterinn wußte diese im schönsten Licht zu entfalten. Von den Musen und Grazien hatte sie — nicht etwan bloß die Mysterien des Spiegeltisches, — auch jene Zauberharmonien der Schönheit in Bildung, in Sprache,

in Geist und Genie gelernet. So lange die Kunst als Zofe ihre Dame bediente, so herrschte zwischen beyden schwesterliche Eintracht. Welche Verwirrung, so bald, wie es etwann zu geschehen pflegt, die Magd zur Frau, die Frau zur Magd wird? Stolz darauf, ihre Gebieterinn verschönert zu haben, gehorcht ihr nun die Zofe nicht mehr; indem diese jene zu verdrängen bemüht ist, lockt sie die Liebhaber an sich. Verbannt aus dem Heiligtum der Gebieterinn, gewöhnen sich diese artigen Stuzer im Umgang der Zofe an Ziererey und Puppentand. Es entstehen gelehrte Duelle, wem der Vorrang gebühre, der Gebieterinn oder der Zofe? Wenn auch jene gefeyrt wird, so geschiehts nicht mehr in kunstlosen Gesängen; nicht beym freyen, ländlichen Gastmal, sondern in Gala, an üppiger, persischer Tafel wird sie bewirthet.

Neuntes Hauptstück.

Müde ward Fräulein Natur bey den ewigen Tracaßerien ihrer Freyer. Sie kam nach Italien. Die Römer waren mehr staatsklug und kriegerisch als verbuhlt und galant. Fraülein Natur mußte sich also bequemen, sich in Gestalt einer bewafneten Pallas zu zeigen. Es war du bon ton, sich an ihrem Tische, anstatt der Bouts rimés und Karten, mit der Wagschale des Weltkreises die Zeit zu verkürzen. Natur war die Maintenon eines Kato,

Cicero

Cicero, Brutus. Nach Ausartung der Republik in Despotie, ward sie gezwungen, sich mit andern Reizen, mit seidenem Stoffe und mit Edelsteinen zu schmücken. Petron nahm sie auf den Fuß einer fille de joie zu sich:

Zehntes Hauptstück.

Endlich ward sie von einem großen Genealogisten wegen ihrer Herkunft gerochen. Seit langem her glaubte man sie im Bordel erzeugt, und ihr gab man mehrere Väter. Bald waren diese Fürsten und Helden, bald Herumschwärmer und irrende Ritter. Der große Genealogist rettete ihre Ehre dadurch, daß er sich als ihren Bruder erklärte, und so machte ers glaublich, daß unsre Heldinn von der besten Herkunft, daß sie eine Princeßin des Herrn über Sonne und Mond sey. Durch die bisherigen Ausschweifungen indeßen war sie so sehr verunstaltet, so sehr war sie von den vorigen Liebhabern verführet, daß sie sich nur wider Willen mit dem Bruder aussöhnte und oftmals seine Geburt und sein Erbrecht bestritt. Daher hundert Hausstreite, Duelle, Pasquinaden u. s. f.

Eilftes Hauptstück.

Wilde Barbaren vereinigten sich wider den Bruder und wider die Schwester. Lange blieben beyde mit den besten Kleinodien in dunkelm Kloster verschloßen. Man hielt sie für todt und ihre Verlaßen-

schaft hatten sich Duns und Scot, Peter Lombardus und Thomas von Aquino getheilt. Indem sich diese ihres Kleiderschrankes bemächtigten, beredten sie sich, die Dame Natur selbst zu besitzen. Einige ihrer ächten Liebhaber blieben ihr immer noch treu; sie wagtens gleich irrenden Rittern und kamen aus Morgenland nach Italien. Diese brachten alte Handzeichnungen von ihr mit sich; durch selbige ward die verlorne Dame wieder entdeckt; die Liebhaber zerbrachen die Pforten ihres Kerkers und entrißen sie dem Schlunde des dreyköpfigten Drachen. Nur unterm Schleyer durfte die Princeßin sich zeigen, bis sie nach und nach im Umgang der Welt in neuer Blüte hervor kam. Bey wieder erlangtem Embonpoint ward sie zu kleinen Ausschweifungen verleitet. Liebreich wurde sie von ihrem Bruder, strenge von einigen Bedienten desselben gewarnet. Diese mürrischen Knebelbärte untersagten bey ihr jedem den Zutrit, dem es an altem, chaldäischen Adelsbrief fehlte; sie beredten die Dame, daß sie durch Ausschweifungen gelähmt sey und wegen blöden Gesichtes nicht herum wandeln dürfe, ohne sich auf ihre Krücke zu lehnen.

Zwölftes Hauptstück.

Auch im hohen Alter hatte sie noch wie ihre Suivante, Ninon von Lenclos eine Menge Auf-

wårter. Baco war einer der würdigsten, welcher nach ihrer Wiederherstellung so vertraut mit ihr war, daß sie auf sein Wort hin einer heiligen Seherin, der Matrone Erfahrung, Gehör gab, und sich von dieser guten Fee den Stahr stechen und den gelähmten Fuß heilen ließ. Zum Dank gab sie dem Baco ihr Portrait nach dem Leben, nicht bloß im Brustbild; auch sah er ihren verborgenen Liebreiz. — Richtig hätte sie Descartes durchs Fernglas gesehn; allein von selzamen Wirbeln ward sie seinem Auge entrißen. — Hie und da von frostigen Pedanten geschulmeistert und wol gar zur Dienstmagd erniedrigt, entfloh sie endlich zu Newton und Locke; aller Orten, wohin sie diese begleiteten incessu patuit Dea. Mit festem Tritt wandelte sie seither an der Hand der Erfahrung; indem diese gute Fee ihr Schritt vor Schritt auf dem Boden die Fußstapfen zeichnete, wußte sie zugleich ihr Aug also zu schärfen, daß die Dame vom Sandkorn zu ihren Füßen bis zum Sonnenwirbel, vom Würmchen im Staube bis zum beflügelten Cherub, Glied an Glied, die unermeßne Leiter der Dinge erblickte. — Wolfen gelang es, sie im Gefolg eines Locke, Leibniz und Newtons genauer kennen zu lernen. Nur schade, daß er nie völlig die teütsche Steifigkeit in Gang und Ton zu

verlernen im Stand war. Die Dame wollt' er bereden, im Anzug eben so steif und kostbar, als er selber, zu werden. So glücklich er war, ihr Bild en Silhoüette zu liefern, so wenig gelangs ihm, sie mit Farben zu malen. Anstatt der Natur, hat er ihr Skelet gegeben.

Dreyzehntes Hauptstück.

Mechanisch werden Silhouetten gezogen. Tausendfach würden sie von jedem Lehrling vervielfältigt; in abgerißenen Blättern skizzirte der Eine nur die Stirne, der Andre die Nase, der dritte die Ohren. Unwillig war sie, länger sich von jedem Schüler prostituiren zu laßen. Mit dem Alter werden Frauenspersonen gerne Bethschwestern, und wenn sie noch galant sind, so ists weniger aus Eitelkeit als Temperament. Ihre Liebeshändel führte nun die Dame verschwiegner. Um so viel nothwendiger war dieses, da zwo Nebenbuhlerinnen, Dichtkunst und Mystick, beyde in schwärmerischem Taumel, die gute Princeßin verfolgten. Von izt an erschien sie nur selten; im vertraulichen Umgang blieb sie mit Garve, Sulzer, Mendelson, Eberhard und wenig andern Favoriten, die sie mit der Kunst, ihrer alten Zofe wieder versöhnten.

Vierzehntes Hauptstück.

Zwo Landläuferinnen, die Pedanterie und die Chimäre, stahlen ihren Namen und täuschten durch ihre nachgeäften Manieren. In der Umarmung der Dirnen wurden monströse Geschöpfe erzeuget. Man schrieb auf Rechnung der Natur, was ihre Feindinnen unter ihrer Larve verwürkten. Die arme Natur! Ganz ward sie bald von Minnewut und Wonneglut, von Bardensang und Waffenklang wilder Bachanten, bald durch neologistische Zauberbeschwörungen neuer Heiligen verscheuchet.

X.

Papillonische Philosophie.

Nusquam magis quam in minimis tota eſt natura.
Plin. H. N. c. 3.

Ingentes animos anguſto in pectore verſant.
Virg. Georg. IV.

Mehr oder weniger waren meine Voraͤltern weit hinauf bis auf den Stamvater verwandt mit dem Geſchlechte der Thiere. Von dieſen Ahnherren hab ich das Geheimniß geerbt, die Sprache der Voͤgel, ihr Singen und Sumſen, und ſelbſt ihr Schweigen ſo gut als Augur Cicero zu deuten.

Auf geſtrigem Spaziergang ließ ich mich von der Laune hinreißen, einem bunten Heere von Schmetterlingen zu folgen; um einen derſelben, mit dem dichteſten Kopfe, ſchienen ſie alle wie Schuͤler um ihren Lehrer verſammelt. Hier das Fragment der aufgehaſchten, papilloniſchen Vorleſung:

Die Menſchen, ſprach der kleine, befluͤgelte Rhetor, tief ſcheinen ſie unter unſrer Bemerkung zu liegen: allein ſo grob und plump der Koͤrperbau des Menſchen, ſo nah er immer dem lebloſen Pflan-

zen- oder wol gar Steinreich seyn mag, so gehört er gleichwol nicht weniger zu dem Entwurfe der besten der Welten, als z. B. die Raupe, die in buntem Sammt glänzt, oder der Buttervogel, der sich im Sonnenstral spiegelt. Selbst bis zum Menschen hinunter ist nichts ohne Absicht erschaffen. Daß derselbe eigentlich zu unserm Dienste gemacht sey, erhellet wol daraus, weil er es ist, der in Flur und Garten für uns die Blumen tränkt und die Bäume erzieht. Freylich wird er zuweilen unsre Brüder ermorden oder ihnen Fallstricke legen: wofür aber haben wir Augen zu sehen und Flügel zu fliehn, als eben, damit wir desto leichter die grausamen Geschöpfe ausweichen? Weise hats auch der Himmel geleitet, daß nur selten, nur sehr wenige Menschen sich hinaus wagen in unsre ofnen Gefilde. Allzuschwerfällig, bleiben hinter Felswänden die meisten in der Stadtkluft vergraben.

Gesezt auch, daß wir von dem Geschlechte der Menschen keinen weitern Vortheil ziehn würden, genug, daß es ein angenehmer Zeitvertreib seyn wird, wenn wir ihn mit dem Auge des Naturforschers beschauen! Seht auf seiner Oberfläche jene selzame Mischung der Farben; seht jene rhinozerontischen Falten und Hüllen, die seinen Körper bepanzern! Jene sind Weibsen mit langen Schleppen

Von unserm Rösel ward lezthin bemerkt, daß diese Schleppen tagtäglich, und oftmals drey und vier mal angezogen und weggelegt werden. Von einigen werden sie für Flügel gehalten; zu dumm aber sind die bunten Geschöpfe, sich derselben zu bedienen: oder warum nur so langsam würden sie sich auf der Fußkralle von dem einen Ende des Lustganges zum andern bewegen?

Gleichsam als wenn die Natur durch glänzenden Außenschein den Mangel innern Werthes ersetze, scheint sie am erfindungsreichsten beym Kopfe. Bald in Form eines Vordaches, bald in Form von Federbüschen, von Flügeln, von Schnäbeln, von Palisaden, Thürmen, Gärten, Gebirgen, izt mit Hörnern, izt mit Kronen geschmückt, zeigt sich der Kopf; wegen unaufhörlicher Abänderung scheint es selbst unserm Linne unmöglich, sie alle in bestimmte Klaßen zu reyhen.

Von den Weibsen unterscheiden sich die Mannsen durch lange Schenkel, deren jene beraubt zu seyn scheinen. Ohne solche, nur mit kurzem, kleinem Fuße begabet, sollte man denken, daß die Weibsen von der Natur bestimmt seyn, unaufhörlich an gleichem Plaze zu kleben und nicht wie die Männchen sich hin und her zu bewegen. Bey diesen leztern bemerkt man gewöhnlich zur Linken

einen ungeheuren Stachel. So wenig sonst die Natur irgend etwas Zwecklos gemacht hat, so unbrauchbar scheint dieser Stachel, beinahe meistens in der Scheide verwahrt. Wird er entblößt, (wie ich dieses einmal bemerkte) o, so verwundet er tödlich! da stehn bey Tausenden solcher Menschen gegen einander, die sich bis aufs Blute durchbohren. Bey keiner andern Gattung der Thiere hat man jemals solche allverheerende Mordlust gesehn. Vielleicht daß sie dem Menschen aus weiser Absicht eingepflanzt worden; allzusehr würde sonst sein Geschlecht sich auf Erden vermehren. Gesezt auch indeß, daß wir den eigentlichen Zweck dieses Stachels oder überhaupt den Zweck des menschlichen Daseyns nicht deutlich zu erklären im Stand seyn, o so laßt uns, anstatt die Natur zu bekritteln, lieber in Demuth die Eingeschränktheit unsrer Einsichten gestehen!

Das unbegreiflichste, und was man bey keiner Gattung vollendeter Geschöpfe gewahr wird, besteht wol darinn, daß kein Mensch dem andern gleich ist, daß derselbe Mensch sich mit jedem Jahr, mit jedem Tage verwandelt. Nicht nur Schuppen, Falten, Hörner, Schweife, Schleppen, auch Farbenmischung, Gang und Bewegung sind gestern und heute völlig verschieden. Kein

Bestand, keine Gleichförmigkeit, kein regelmäßiger Fortschritt! Daher unser Diderot solche Geschöpfe als Beweis anführt, daß die Natur noch unvollendet und neu sey; gleichwie, nach der Vermuthung unsers Teliameds, der Mensch vormals ein Meerfisch gewesen, wer weiß, ob er nicht einst sich zum Papillon loswindt? Wol mancher Revolution bedurft' es, bevor wir Papillons in der Organisation diese Vervollkommung, diese Gleichförmigkeit in der Lebensart erreichten. Bewundernswürdige Oekonomie der Natur! Unaufhörlich wechseln in der menschlichen Gattung Formen und Farben. Unerträglich wär die häßliche Bildung, ohne immer ändernde Verzierung. Je schöner die unsrige desto weniger bedarf sie des Wechsels; nicht anderst sind wir noch heut zu Tage gekleidet als es der Papillon im Paradiese gewesen. Auch liegt hierinne eine von den Endursachen, warum der Mensch länger lebt als wir; zu völliger Reife nämlich hat er mehr Zeit vonnöthen, und bey allzufrühem Hinscheid würde sein Geschlecht niemals zu gänzlicher, vollendeter Ausbildung gelangen. Sollten wir wegen des längern Lebens diese plumpen Geschöpfe beneiden? Wißen wir nicht, daß wir in dem Lauf eines Blumenmonats mehr des Lebens genießen als Menschen in einem ganzen Jahrhun-

dert? Sie, mit dem schwerfälligen Körper, im engen Raum, an den Koth der Erde gefeßelt, scheinen eine eben so eingeschränkte Sphäre der Begriffe und der Empfindungen zu haben, als eingeschränkt der Kreis ist, in welchem sie leben. Unsre Flügelchen sind es, die uns weit über den menschlichen Gesichtskreis in reinern Lichtäther erheben.

Doch was erhebst du dich, stolzer Papillon? Wie lange noch glaubst du dich Mittelpunkt der Schöpfungen Gottes und machst deinen Werth zum Masstab des Werths aller Dinge? Ja, meine Zuhörer, in unsern Tagen hat es in unsrer Mitte Philosophen gehabt, welche die Frage haben aufwerfen dürfen, und vielleicht nicht ganz unbegründt, ob nämlich der Mensch nicht eben so wol Vernunft, wenigstens in einigem Grade besize als selbst der Papillon? Und warum nicht? Im Grunde hat er ähnliche Sinnglieder, obschon weniger fein als die unsrigen; er scheint ähnliche Handlungen zu begehen, obschon die Empfindungen eines im Aether lebenden und webenden Papillons reiner seyn mögen. Freylich, so mannigfacher, so lebhafter Eindrücke ist der Mensch wegen seiner gröbern Bildung nicht fähig. Allein gesezt auch, daß er ihm an Begriffen der Schönheit und des Ebenmaßes, gesezt daß es ihm an dem feinern Sprachorgan fehle,

folgt denn hieraus, daß er gar keinen Verstand habe, weil ihm der subtilere Verstand des Papillons mangelt? Einige unsrer kühnern Weltweisen gehn so weit, daß sie, wie z. B. unsre Connors, Bonnets und Bernouillis behaupten, einst nach langen Revolutionen und Wandlungen werde die ungeheure Menschenbildung sich auf so wunderbare Weise entfalten, daß sie endlich sich zur Feinheit der papillonischen Bildung loswinden werde.

XI.

Aeltere Helvetische Geschichte des schönen Geschlechts.

I.

Die helvetischen Schönen unter römischer Botmäßigkeit und unmittelbar vorher.

Ohne Vorzug des Reizes bey dem weiblichen, ohne Veredlung des Geschmackes bey dem männlichen Geschlechte, wird jenes von diesem, wie überhaupt von dem Stärkern der Schwächere, der Besiegte vom Sieger zu sclavischer Unterwerfung erniedrigt. Unter einem Volke von Jägern und Freybeutern, wie die ersten Helvetier, beym Mangel fester Wohnsize, ohne Sicherheit, ohne Musse und Umgang, war die Liebe bloßes Bedürfniß der Sinnen. Riß hie und da ein Weib sich aus der Sclaverei los, so geschah es, weil sie zum Manne ward; an des Gatten Seite focht sie im Krieg als Heldinn, mit der Kaul in der Hand und über die Schultern die Thierhaut: im Frieden gab sie sich Ansehn als Naturforscherinn oder Prophetinn. Von den Nachbarinnen der helvetischen Schönen

schreibt Tacitus, *) daß sie ihre Liebespfänder in der Nähe der Feldschlacht mit sich geführt und durch ihr Geschrey die Männer zum Streite ermuntert haben. Schon manches verlorne Treffen, sezt er hinzu, ward wieder gewonnen, wenn die Weiber wehklagend und mit entblößten Brüsten den Muth der sinkenden Krieger belebten. Die Wunden dieser leztern wurden von den Müttern und Ehegenossinnen besorget; auch ward nicht selten in dem schönen Geschlechte eine gewisse wohlthätige Zauberkraft und ein prophetisches Genie, wie z. B. in der Aurinia, Velleda u. a. verehret. Bey den Sitones, einem schwäbischen Stamme, regierten die Weiber. **)

Je mehr noch beyde Geschlechter gleiche kriegerische Lebensart trieben, desto weniger war auch die weibliche Kleidertracht von der männlichen verschieden; ***) der obere Theil des Leibes, Hände und Arme, Schultern und Brüste waren entblößt. Keineswegs war bey der Einfalt der Sitten, und bey der Roheit des Klimas solche Entblößung der Keuschheit gefährlich. Wegen der

*) S. Tacit. de morib. Germ. VII. 3. Florus III, 3. IV, 12.

**) Tacitus XLV, 11.

***) XVII, 5.

Unter=

Unterwerfung der Weiber geschah es, daß nicht diese den Männern, sondern die Männer den Weibern Heurathgut gaben. Die Gallierinnen hingegen gaben ein solches den Männern; diese legten dazu eine ähnliche Summe; das Ganze fiel nach dem Hinscheide des einen Ehegenossen in die Hände des Uebriggebliebenen. *) Der Ehebruch war selten und wurde auf der Stelle vom Gatten bestraft; der Treulosen schnidt' er die Haarlocken weg, in Gegenwart der Verwandten verjagte er sie aus seinem Hause und geiselte sie über die Straßen. Die Verführerinn des Mannes fiel in die Hand der beleydigten Gattinn, oder, nach aufgeschürztem Gewande, wurde sie von den ehrbarsten Matronen zu Tode gepeitschet. **) In Gallien hatten die Männer über Weiber und Kinder das Recht des Leibes und Lebens. ***) Ohne Zweifel war die Treu der Weiber verdächtig; nach dem Hinschied eines Hausvaters von Ansehn versammelten sich seine Verwandte; beym geringsten Argwohn wegen des Todesfalls wurde die Wittwe an die Folter geschlagen; nach der Ent-

*) Cæsar de bell. gall. VI. 4.

**) Mus. Helv. Vol. VII, Part. XXVI. N°. IV. S. 284.

***) Cæsar de bell. gall. VI, 19.

deckung des Verbrechens sah sie sich zu den grausamsten Martern verurtheilt.

Erst in reiferm Alter schritten die Männer zur Heurath; alsdenn aber wars Schande, die Anzahl der Kinder zu schwächen; diese wurden strenge erzogen und an den Brüsten der Mütter gesaüget; von Geburt an wurden sie in kaltem Wasser gebadet. Eheloses Leben ward für niederträchtig und trostlos gehalten.

In wie ferne Helvetien bald mit Gallien, bald mit Germanien Gemeinschaft hatte, mochten daselbst auch ähnliche Sitten und Lebensart herrschen. Wenn indeß schon damals die helvetischen Frauen und Töchtern mehr oder weniger das Betragen der Gallierinnen copirten, so blieben sie nichts desto weniger in Absicht auf Ausbildung weit hinter diesen zurücke. — Wie überhaupt der helvetische Nationalgeist, so ward auch der weibliche Caracter durch die römischen Legionen verändert. Roms Dichter selbst geben der teutschen Schönheit den Vorzug über der römischen. Goldlockigt und blauaugigt werden die Germanierinnen geschildert. Auson zieht den teutschen Wuchs dem römischen weit vor und verlangt von dem Mahler teutscher Schönheiten, daß er den Purpur der Rose mit dem Silberglanz der Lilie gatte. So wenig selten war dieser Liebreiz, daß vielmehr

Juvenal denselben als Hauptzug des teutschen Bildung erklärt:

Cærula quis ſtrupuit Germani lumina, flavam
Cæſariem, & madido torquentem cornua cirro?
Nempe quod hæc illis natura eſt omnibus una.

Hie und da mochten wohl die Helvetierinnen von den römischen Ankömmlingen wie die Westindianerinnen von den Spaniern verführt worden seyn. — Kaiser Probus bepflanzte durch seine Soldaten Gallien und die benachbarten Länder mit Reben. *) Im Jahr 277 sezte er 16000 junge Männer über den Rhein, und sehr wahrscheinlich großentheils in Helvetien. Wie prächtig Aventicum (Avanches oder Wiflisburg,) und Vindonissa (Windisch) mit Schauplätzen und Bädern geziert gewesen, hievon zeugt der Nachlaß, der unterm Boden nach Jahrhunderten entdeckt ward. Schon zu Tacitus Zeiten wurden die Bäder zu Baden häufig besucht.

Gleichwie die Helvetierinnen mit der römischen Ueppigkeit bekannt wurden, so fiengen nunmehr die Römerinnen an, dieß und das von dem Schmucke der celtischen Nachbarinnen zu borgen. So z. B. scheint der Armillus von ihren Armbändern,

*) S. Schinzen Geschichte der Zürcherschen Handelschaft S. 17.

gleichwie die Federsträuße der heutigen Europäerinnen von den Indianerinnen geborget.

II.

Die helvetischen Schönen unter allemannischer und fränkischer Botmäßigkeit.

Gleichwie das menschliche Geschlecht überhaupt, so war auch das weibliche besonders in diesem Zeitalter in einer sehr traurigen Lage. An den Ufern des Zürchersees wohnten, (wie Walafried sagt) ruchlose, barbarische Menschen, der Zeichendeuterey und dem Gözendienste ergeben. Die Allemanen hielten Flüsse, Berghöhen, Hayne für heilig und schlachteten den Geistern derselben Pferde und Stiere. Zu den Ufern des Bodensees war (nach dem Zeugniß des Ammion Marcellins XV, 4.) der Zugang durch den Schauer undurchdringlicher Waldungen und durch das Schreckengebrülle wilder Ungeheuer gesperrt. Nach dem Ursinus befanden zwar schon im vierten Jahrhunderte Kirchen in dem benachbarten Teutschland, nicht selten aber wurden sie während der Völkerwanderungen bald

zerstört, bald durch heydnische Gebräuche entweiht. Gallus fand im J. 609. zu Bregenz am Bodensee zwar ein christliches Bethhaus, darinn aber drey vergüldete Erzbilder, als alte Schuzgötter verehrt.

Je mehr noch weibliche Dienstbarkeit herrschte, desto gewöhnlicher die Vielweiberey; je gewöhnlicher diese, desto weniger weibliche Anmuth und Würde. Für Weiber und Töchtern hatte man Behältnisse, durch Wächter und Hunde bewacht. So herrschend waren die Entführungen, daß in den salischen, den bayerschen und allemannischen Gesezen gegen den Weiberraub die strengsten Bestrafungen vorkommen. Nur langsam mit Erhöhung der Begriffe von weiblicher Zucht, ward auch das weibliche Ansehn erhöht. Immer noch sahn sich indeß, auch nach Einführung des Christenthums, Amor und Hymen bald als Götter verehrt, bald als Sclaven erniedrigt. Die Freyheit, sich ausser dem Geburtsorte zu verheurathen war in der Lehnverfassung so eingeschränkt, daß ein Bache, ein Zaun, eine Thürschwelle für Liebende zur unüberwindlichen Hinderniße geworden. *) Im J. 768. wollte ein Sohn des fränkischen Pepins sich mit einer lombardischen Prin-

*) S. Hotting. Speculum tigurin. S. 254.

zessinn vermählen. Voll Eifersucht und Unruh erklärte Pabst Stephan III. eine solche Vermischung als Werk der Finsterniß. " Keiner, schrieb er, wird sich mit einer Ausländerinn verloben, ohne dadurch höchst strafbar zu werden. *) „ Aus eigennüziger Besorgniß, eine leibeigene oder fällige Person zu verlieren, suchten geistliche und weltliche Herren, solche Begriffe herrschend zu machen. Als Schleichhandel wurde die Verlobniß mit Auswärtigen entweder gänzlich verboten oder doch mit Auflagen beschweret. Bis ins 15te Jahrhundert sahn sich die Appenzeller gehindert, fremde Weiber oder auch nur ihre Nachbarinnen zu St. Gallen zu ehlichen, und nicht wenig erhizte dieser Zwang zur Empörung gegen den Abten. — Bey den Ehemonopolien oder bey der Einschränkung auf einen bestimmten Heurathsbezirk durfte man eben so wenig Verfeinerung der Lebensart als bey Handwerksmonopolien Verfeinerug der Kunstarbeiten erwarten. Die Tyranney gegen Leibeigene war so groß, daß (nach Potgießer **)) diese Lastthiere sich ohne religiose Gebräuche oder priesterliche Einsegnung vermischten. Die heimlichen Verheurathungen der Zürcherschen Leibeigenen des

*) S. Muratori, S. 178.

**) De statu servorum B. II, C. 1. 2. §. 10. 11. 12.

großen Münsters mit den Leibeignen des Frauenmünsters machten das Schicksal der hieraus entstehenden Kinder höchst erbettelt und zufällig. Nach Entdeckung solcher Winkelehen wurden sowohl die Ehegenossen selbst als ihre Kinder, nach Beschaffenheit der Anzahl und des Alters, umgetauscht und getrennt. *) Der allemannische Herzog Heriman unternahm im J. 929. eine Untersuchung über die strittigen Leibeigenen des Dohmstifts und der Abtey; zugleich schärfte er den Leibeigenen beyder Münster ein, daß sie in Zukunft nicht mehr unter einander heurathen sollten. Wenn sie ohne Einwilligung der Herren sich verlobten, so wurden sie mit äusserster Schärfe und zuweilen so gar am Leben bestraft. Auch nach ertheilter Einwilligung behielten die Herren sich das Jus luxandæ Coxæ oder das Recht vor, vor der Hochzeitnacht bey jeder Neuverlobten zu schlafen. **) " Wenn einer zu Maur heurathet, heißts in der Dorfofnung dieser Zürcherschen Herrschaft, so soll er dem Meyer am Tage der Hochzeit entweder fünf Schillinge geben, oder ihn die erste Nacht bey der Braut schlafen lassen. „ Freylich, daß vermuth-

*) S. Heinr. Hotting. Hist. Eccles. T. VIII. wie auch Beyträge zu Laufer Th. I. N°. 1. S. 49.

**) S. Hamburg. Magazin, Band XII.

lich der Gesezgeber selbst erwartete, noch lieber werde der Verlobte fünf Schillinge als die Erstlinge des Liebesgenusses verlieren. Aehnliche Ausdrücke der seltsamsten Sanction sind in diesem Zeitalter häufig. Indeß darf man auch nicht vergessen, daß, zur Vermeidung einer solchen Einweyhung der Hochzeitkammer, für einen armen Leibeigenen fünf Schillinge damals keine unbeträchtliche Summe gewesen. Ueber diese und ähnliche Bedrückungen hatten sich im J. 992. die allemannischen Sklaven im Thurgaů und Zürchgaů, unter Anführung Heinz von Stein, eines Bauern, gegen ihre Herren empört, von diesen aber wurden sie gar bald bezwungen. *)

Auch über das Heiligthum der vestalischen Jungfrauen, hatte sich in diesen und in den folgenden Zeitaltern der herrschende Ton eines ausschweifenden Lebens verbreitet. **) " Es ist zu wissen, heißt es in den Akten der Abtey in Zürich, als die Aptißinn Fraw Anastasia von Hohenklingen, die der dreyen Aptißinn ist die eine gsyn, die disem Gottshaus vast übel gethan. — Die obgenannt Aptißinn sotlich Recht und Herrlichkeit der Lehen

*) S. Stumph B. V. und Beyträge zu Laufer. Th. I. No. 1. S. 9.

**) S. Hotting. Specul. tig. S. 256. 263.

zu Stadelhofen mit Zinß vnd aller Zugehörd geben den Klostern Oetenbach, und habend dieselben Frawen am Oetenbach der dickgemelten Aptißinn darum geschenkt ein Sumen Gelts zu einer Badenfahrt, die sie dozumal wolt haben. Got gesegne jr das Bad in jener Welt!„ — Eine Aebtißsinn mußte wenigstens dreyßig Jahre alt und dabey keusch seyn. Satis mirandum est, heißt es, ubi certorum locorum Monasteria Abbatissas reperiant, d. i. unter solchen Bedingnissen hatte man Mühe, würdige Aebtissinnen zu finden.

III.

Die fränkischen Prinzessinnen im siebenten Jahrhundert. *)

Nach Clotars Hinscheid im J. 561. theilten dessen vier Söhne, Charibert, Gunthran, Chilperich und Siegebert, das Reich. Sie verheuraten sich alle mit Personen von geringer Herkunft, ausgenommen Siegebert, der des visigo-

*) S. Schmids Geschichte der Deutschen.

thischen Königs Athanagild Tochter zur Ehe nahm. Chilperich heurathete ihre Schwester, Galsuinde; eines Tages ward diese tod im Bette gefunden; grosser Verdacht war entstanden, Chilperichs nachherige Gemalin, Fredegunde, möchte sie heimlich aus dem Wege geraumt haben.

Charibert starb und seine Verlassenschaft war der Zankapfel, der die drey übrigen Brüder auf immer entzweyte. Durch die beyden Königinnen, Brunehild und Fredegund, ward diese Entzweyung aus allen Kräften genähret. Meuchelmörder wurden von Fredegunden erkauft, um den Siegebert zu töden. Dessen Tod suchte sein Sohn Childebert zu rächen: allein er starb im J. 596. Childeberts zween Söhne theilten sich in die Erbschaft; der eine Theudebert, ward König von Austrasien; der andre, Theuderich, König von Burgund. Jener ward für dumm und einfältig gehalten; dieser war kühn und entschlossen. In der Minderjährigkeit dieser Prinzen, suchte sich ihre Grosmutter, Brunehild, in unumschränktes Ansehn zu setzen. Zu gleicher Zeit war ihre Feindin Fredegunde an der Spize des Reichs von Soissons, das sie im Namen ihres noch jungen Sohnes Chlotars verwaltete, nachdem ihr Gemal Chilperich im J. 584. war ermordet

worden, und zwar, (wie Gregor von Tours sagt,) auf Anstiften Fredegundens selbst. Sogleich nach Childebertens Tod eroberte Fredegund nicht allein Paris, sondern überwand noch die beeden Brüder in einem förmlichen Treffen. Bald hernach starb sie. Brunehild hingegen hatte ein ander Schicksal zu erwarten. Im J. 599. soll sie aus Austrasien verjagt worden seyn; seither lebte sie in Burgund, wo sie gleichfalls verhaßt war. Zwischen ihren beeden Enkeln unterhielt sie die Flammen des Krieges. Schon war man zum blutigsten Gefechte gerüstet, als die Burgunder, den Major Domus Protadius, einen Liebling der Brunehilde, ermordeten, und, nach Wegraümung dieses Urhebers der Zweytracht, ihren König zwangen, Frieden zu machen. Seither wurden die Flammen des Krieges von neuem entzündet. Nach wiederholten Schlachten sah sich Theüdebert der königlichen Ehrenzeichen beraubt und nach Chalons ins Gefängniß geworfen. So erzält Fredegar; Columbans Lebensbeschreiber hingegen meldet, Brunehild habe ihm die Haare abschneiden, und ihn in ein Kloster stecken, bald hernach aber gar umbringen lassen.

Nun war Theüderich Meister von Austrasien und Burgund; bald hernach starb er, er hinterließ vier Söhne, doch keinen aus rechtmäßiger

Ehe. Immer nämlich hatte Brunehild seine Vermälung gehindert, aus Furcht, daß eine Königin ihrem Einfluß nachteilig seyn möchte. Nach den fränkischen Gesezen indessen konnten natürliche Prinzen eben so wol als rechtmäßige erben. Sogleich also ließ Brunehild den ältesten davon zum Könige ausrufen. Aus Furcht, daß sie selbst unter dem Namen dieses ihres zwölfjährigen Urenkels tiranisiren möchte, wandten sich so wol die Austrasier als die Burgunder an den fränkischen Chlotar und ersuchten ihn, Besiz von beyden Reichen zu nehmen. Sogleich rückt dieser mit einem Kriegsheer in Austrasien. Brunehild entflieht nach Worms und laßt durch Siegebert und den Major Domus Warnacar in Thüringen Hilfstruppen suchen. Allein auch Warnacar neigte sich auf Chlotars Seite. Endlich zieht dem Chlotar Siegebert mit einem bewafneten Haufen entgegen. In Champagne, beym Fluß Aisne, treffen beyde Heere zusammen. Plözlich kehren die Austrasier dem Chlotar den Rücken. Laut Verabredung, folgt ihnen dieser bis an die Saone. Hier brach die Verschwörung vollends aus. Die Mißvergnügte bemächtigten sich der drey königlichen Prinzen und überlieferten sie dem Chlotar. Der vierte, Childebert, ritt davon, und niemals hat man seither von ihm das geringste erfahren.

Brunehild selbst, die sich zu Orbe in der Franche Comte aufhielt, ward gefänglich vor den Chlotar vorgeführt. Sie ließ er drey Tage lang auf das grausamste peinigen, hernach auf ein Kameel setzen und vor der ganzen Armee zur Schau herumführen, endlich mit den Haaren, einem Arm und Bein an den Schwanz eines unbändigen Pferdes binden und zu Tode schleifen. — Der Haß gegen diese Unglückliche war bey den Burgundern dadurch aufs höchste gestiegen, daß sie den Protadius, einen Gallier von Geburt, zum Major Domus gemacht hatte. An den Mördern desselben übte sie schreckliche Rache; dem Unzelenus, der die meiste Schuld an dieser Ermordung ihres Lieblings hatte, ward ein Fuß abgehauen; auch der Patrizius Wulfus ward auf ihren Befehl ermordet, und an seiner Statt, Ricomeres, gleichfalls ein Gallier, Patrizius. Noch gehäßiger ward ihre Rache dadurch, daß sie sich die Güter der Ermordeten zueignete.

* * *

Nichts ist poßierlicher, als die innern Hofanecdoten, die Gregor von Tours gleichsam im Vorbeygehn aufbewahrt hat. Die Königin Fredegund und ihre Tochter Rigunth rauften und schlugen sich untereinander so oft, daß endlich die Mutter der Tochter eine Truhe, (Kiste) da diese hin-

eingriff, über dem Kopf zuschlug, um sie zu erdroßeln; glücklich wurds noch durch die Kammermägden verhindert. Eben diese Rigunth sollte als Braut des gothischen Königs nach Spanien abgeführt werden. Beym ersten Nachtlager giengen gleich fünfzig Mann von ihrem Gefolg durch und nahmen hundert der schönsten Pferde mit sich. Auf dem Wege gieng es wieder so. Wer nur konnte, lief davon und schleppte etwas von dem Brautschaz mit sich fort. Endlich da noch während der Reise der Todesfall ihres Vaters bekannt wurde, nahm der ihr zur Bedeckung mitgegebene Herzog Desiderius, was noch übrig war, und sperrte sie zu Toulouse ein. — Die Königin Ingeltrud war so sehr gegen ihre Tochter aufgebracht, daß sie noch vor ihrem Tode verordnete, man soll sie ja nicht in dem von ihr gestifteten Kloster, oder auf ihrem Grabe ihr Gebeth verrichten lassen. — Austregild, des König Gunthrams Gemalin, ersuchte ihren guten Eheherrn, ihre zween Leibärzte nach ihrem Hinscheid gleichfalls umbringen zu lassen, weil ihr selbige nicht zur Wiedergenesung behilflich wären; und Gunthram hielt ihr Wort. —

— Noch folgenden Beweis von Fredegundens Rechtsprozeduren: Zu Tornay ereignete es sich, daß ein junger Mensch seinen Schwager, weil

er seiner Schwester übel begegnete, in plözlichem Ueberfall mit mehrern der Seinigen ermordete, aber auch selbst mit den meisten seiner Begleiter aufm Plaz blieb. Von beyden Seiten erbte sich auf die Verwandten der Krieg fort. Um dem Unheil ein Ende zu machen, lud Fredegunde die Vornemsten von beyden Parteyen zu Gaste, berauschte sie und ihr Gefolge und ließ sie über der Tafel ermorden.

IV.

St. Idda.

Eine gebohrne Gräfin von Kirchberg in Schwaben; im J. 1179. mit Graf Heinrich von Toggenburg verheuratet. Ungemein glücklich war Anfangs diese Verbindung. Eines Tages aber legte die Gräfinn ihren Brautschmuck ans Fenster; von ungefähr flog ein Rabe vorüber, haschte den Trauring weg und trug ihn in sein Nest. Aus Furcht, den Gemahl zu erzürnen, verheelte sie ihm diesen Vorfall. — Ein Jäger fand den Trauring; ohne zu wißen, wem er gehörte, steckte er ihn an den Finger. Als der Graf seiner gewahr wurde, ergriff ihn, ungeachtet aller Entschuldigung von

Seite der Gräfin, die heftigste Eifersucht. In der Wut ließ er den Jäger an den Schweif eines wilden Pferds binden und dieses den Berg hinunter jagen. Die Gräfin stürzte er von der Höhe des Schloßes in den tiefsten Abgrund der Wildniß. Jedermann glaubte sie in der unzugangbaren Tiefe vom Falle zerschlagen; wunderbarer Weise aber ward sie erhalten und lange Jahre nährte sie sich in der Wüste mit Wurzeln und Wasser. Endlich ward sie von einem Jäger entdeckt; mit Thränen bat sie der Graf, wieder in seine ehliche Gesellschaft zu tretten. Sie aber schlug es aus und erhielt von dem Grafen, daß ihr in der Au unten an dem Hörnli-Berge bey der Fr. Capelle eine schlechte Hütte gebaut werden möchte. Fleißig besuchte sie den Gottesdienst in dem benachbarten Kloster Fischingen. Wenn sie es zu Nacht that, so leuchtete ihr, wie die Legende sagt, ein Hirsch mit zwölf Fackeln auf seinem Geweyh. — Sie starb ungefähr im J. 1184. und ihr wurden Kapellen und Altäre geweyht. Ihr Leben hatte schon im J. 1486. Albrecht von Bonstetten beschrieben.

V.

V.

Blutige Folgen weiblicher Herrschsucht.

Ein helvetisches Beyspiel aus dem 13ten Jahrhundert. *)

Gegen den Willen der Aeltern hatte sich Diethelm von Toggenburg mit Isotte, einer Tochter Graf Ulrichs von Welschneuenburg verheyrathet. Nunmehr lag Isotten nichts näher am Herzen als auch zwischen ihrer Schwester Isalde und dem Bruder ihres Gemals, Friedrich, eine ehliche Verbindung zu stiften. Der alte Vater dieses leztern besorgte, daß Isalde seiner Sohnsfrau in dem Eigensinne und in der Arglist ähnlich seyn möchte: also suchte er die Verlobniß zu hindern. Im J. 1228 verheyrathete er seinen Sohn Friderich an die Tochter der Graf Hugo von Montfort und schenkte ihm wegen seines kindlichen Gehorsams die Burg Toggenburg bey Fischingen nebst der Stadt Wyl im Thurgaü. Äußerst wurde hierüber der ältere Bruder erbittert; seine Gemahlin unterließ nichts, was zur Nährung des Grolls beytragen konnte. Einerseits verdroß es sie, daß Friederich ihre

*) S. Tschudi Chronicon, Th. I. B. III. S. 120. sq.

Schwester hintan gesezt hatte; anderseits gab sie ihrem Gemahl zu bedenken, wie wenig ihm und seiner zalreichen Nachkommenschaft übrig bleibe, da nun einmal der jüngere Bruder so große Vortheile zum voraus besize. Diese Betrachtungen verleiteten Diethelm zu tödlicher Rache. Er ließ seinen jüngern Bruder zum Gastmal auf die Burg Reingerswyl einladen. Dieser argwonet nichts Böses; voll brüderlicher Treuherzigkeit erscheint er, ist frölich bey der Tafel, geht sorglos in das Schlafzimmer und wird um Mitternacht von dem Bruder erwürget. Sogleich nach vollbrachtem Morde will dieser sich mit seinen Leuten der Stadt Wyl und der Burg Toggenburg bemächtigen: allein zween Diener des Ermordeten waren ihm zuvorgeeilet; diese machten den Brudermord kundbar und ihnen gelang es, die beyden Pläze vor dem Ueberfall zu verwahren. Bey der Nachricht von dem Todschlag waren die alten frommen Aeltern beynahe von Sinnen gekommen; um sie zu trösten, waren der Abt Conrad von St. Gallen nebst dem Bischof von Constanz und dem Grafen von Kyburg zu ihnen auf Lütispurg geeilet. Der tiefbeklemmte Vater erklärte sich dahin: da mein schnöder Sohn Diethelm unsern liebsten Friedrich ermordet hatte, weil diesem die Stadt Wyl und Toggenburg von uns geschenkt worden, so

sollen diese beyden Burgen weder Diethelm noch seine Nachkommen niemals besizen; ich vergabe sie an das Gotteshauß St. Gallen, damit daselbst für uns arme Aeltern und für unsern erschlagnen Sohn ewige Fürbitten geschehn. —

Der Brudermörder ward von Bischof Conrad zu Constanz in den Bann gethan, und von König Heinrich in die Acht erklärt. Bald hernach starben vor Kummer sein Vater und seine Mutter. Nunmehr wollte er dem Abt von St. Gallen die vergabten Burgen entreißen; allein mit Hilfe der Freyherren von Busnang und der drey Wald Cantons behauptete sie dieser.

VI.

Die helvetischen Schönen in dem Schwäbischen Zeitpunct und unmittelbar vorher.

Die klösterlichen Begriffe von dem Cölibate der Priester erzeugten auch in Helvetien beyde Extreme, Ausgelaßenheit auf der einen Seite, und auf der andern Seite unnatürliche Enthaltsamkeit, die hinwieder die größte Ausgelaßenheit hervorbringt. Dem Verfaßer des Werkes über das Intreßanteste

in der Schweiz überlaßen wir die Verantwortung, wenn er im zweyten Bande S. 54. sagt: " Einige schweizersche Diaconi (und zwar noch in den carolingischen Zeiten) hatten vier, auch wol fünf H..; Die Nonen waren willfährig genug zur Annahme nächtlicher Besuche.„ S. 67. läßt er den Ekkard erzählen: " Durch die Bischöfe werden Priester erwählt, welche die Weibspersonen, die wegen ihrer Laster ertränkt werden sollen, vorher entblößten, sie mit leichtfertigen Augen beschauen u. s w. „ — — Diejenigen unter den Priestern, sagt Stumph, *) denen ihre Weiber nicht lieb waren, stießen selbige von sich und behalfen sich entweder mit ihren Mägden oder mit andern ehebrecherischen Weibern oder mit gemeinen Dirnen. Das Volk wußte nicht mehr, wie es daran war. Es entstanden verschiedene, gnostische Sönderlinge, die Fratricelli, die Katharer, die Türlepine u. a. Ekbert, Abt zu Schönau, schrieb gegen sie seine Sermonen. In der fünften sagt er von ihnen: " Er hätte von einem ihrer Führer vernommen, daß je zween Männer und zwo Frauenspersonen sich zusammenlegen, damit je eine von der Keuschheit der andern — Zeuge seyn könne. „ Noch später war es nicht ungewohnt,

*) Stumph B. II. C. I. 7. B. III. 7. und Füßlins Geschichte der Waldenser Th. I. S. 17.

daß zum Beweise ihrer Selbstverläugnung die Minnesinger *) eine Nacht in dem Bethe der Geliebten, ohne sie zu berühren, ausharreten. — Ein gewißer Hanrich, den man für einen Schweizer hält, ein herumfahrender Apostel des Peter von Brüis, verbreitete zu Anfang des XIIten Jahrhunderts auch in Helvetien den Geist eines galanten Mysticismus oder einer mystischen Galanterie. Für Hanrichianer hält Füßli**) diejenigen, von welchen Hartmann in den Zeitbüchern des Klosters Einsiedeln berichtet, daß um das Jahr 1215 eine Secte im Thurgaü entstanden sey, die unter anderm behauptete: omnis Veneris usum nullo piaculo contracto licitum esse. Wir laßens dahin gestellt seyn, ob ihnen nach Füßlins und Hottingers Vermuthung ein solcher Vorwurf nur darum gemacht worden, weil sie sich dem priesterlichen Eheverbote widersezt hatten. Wahr ists, daß, als der Rath zu Zürich Anfangs des XIIIten Jahrhunderts den Priestern geboth, sie sollten ihre Weiber wegschicken, die Priester bey ihrer Widersezung von den Hanrichianern unterstüzt worden. Ob aber auch diese Priesterweiber rechtmäßige Ehegenoßinnen gewesen? Hieran sollte man zweifeln, wenn man den Aegidius Tschudi zu Rathe

*) Bodmers critische Briefe.

**) S. Füßlins Gesch. der Waldenser Th. I. S. 214.

zieht. In seiner Chronick Th. I. S. 123. schreibt er: " deßelben Jahres machtend die von Zürich eine Sazung, daß die Priester söllitind alle ire Mädgen von inen thun vnd vß der Statt verwiesen werden. Dieser Sazung erklagtend sich die Priester vor dem Bischof von Constenz; do schrieb der Bischof denen von Zürich dagegen, aber die von Zürich gabent nützig darumb."

In dem XIVten Jahrhunderte kamen die Geißler oder Flagellanten nach der Schweiz. Bey diesen bestand das Wesen der Religion in der Zernichtung der menschlichen Triebe. Ein Haupt dieser Leute, Heinrich Saus oder Suso, sagt unter anderm: " Man verliert sich in Gott als dem ewigen Nichts. Seine vornemsten Schülerinnen waren in den Frauenklöstern zu Töß, Dießenhofen und im Oedenbach. Elisabeth Stahl zu Töss war die Dulcinea dieses geistlichen Dom Quichotten. — Furcht und Schwärmerei ergriffen die Leute, daß sie haufenweise das Land durchstreiften und vor den Kirchen sich bis aufs Blut geiselten. — Des heiligen Unfuges müde, zogen die Berner vor Laubeck und Mannberg im obern Siebenthal; um der Geisler zu spotten, ordneten sie Reigen und Tänze, indem sie beym Saytenspiel sangen:

Der unſrer Buoſſe wolle pflegen,
Der ſoll Roſſ und Rinder nehmen,

Gæns und fette Schwin ,
Damit so gelten wir den Win.

Mit Tanz und Gesang bestürmten sie die Schlösser, erstiegen und schleiften dieselben. *)

Natur nämlich und Sitteneinfalt behaupteten noch immer allzusehr die Herrschaft über den Sinn der Helvetier, als daß sie sich lange von solchen mystischen Chimären hätten hinreißen laßen. — Eine andre, nicht weniger delicate, obgleich weniger geistige Galanterie hatte sich über den Nationalcharakter verbreitet. Gleichweit entfernt von gänzlicher Barbarey und von ausgeschliffner Verfeinerung, ward der Geist des Volkes um so viel mehr poetisch, je mehr es die Sitten selber geworden. Ohnmacht der Geseze und ihrer Verwalter, immerwährende Fehden sezten jede Leidenschaft in Bewegung und ließen sie ohne Zwang in jeder Gestalt sehn. Auf jenen kriegerischen Wallfarten nach Palästina vermischten sich die verschiedensten Völker. Unmöglich war es, daß diese heiligen Argonauten nicht hätten eine Menge fremder Ideen aus Italien, von Constantinopel, aus Asien heimkramen sollen. Ungemein mußte durch diese romantischen Reisen die Einbildungskraft erhizt, der Wiz geschärft und der Geist bereichert werden.

*) S. Franz Hafners Solothurner-Chronick Th. II, S. 133.

Derselbe Schwärmergeist, der so viele Edelleute in das gelobte Land trieb, erweckte nun andere, die in der Heimat verwittwete und verwayßte Unschuld zu schüzen. Frauen, Töchtern, Priester, die sich nicht selbst zu vertheidigen im Stande waren, wurden von herumschweifenden Rittern vertheidigt. Dapferkeit, Ehrliebe, Höflichkeit waren die unterscheidenden Vorzüge edler Erziehung. Dieser Revolution hatte man jene zalreichen Minnesinger zu danken. Rüdger Maneß von Zürich war der erste, welcher ihre Gedichte sammelte. Die originelle Naivität und feine Empfindsamkeit, womit sie beseelt sind, beweißt uns daß die Schönen dieses Zeitalters durch keuschen Liebreiz dem Liebhaber die außerordentlichsten Gefühle der Zärtlichkeit und Ehrfurcht eingeflößt haben.

VII.

Die helvetischen Schönen im 14ten Jahrhundert.

Auf erhabenerm Schauplaz schmeichelt sich die heutige Schöne, als in der Vorwelt die Heldenmutter zu stehen; glänzender scheint ihr die Role einer

Dame von feinerm Weltton als eines schweizerschen Mädchens; und gleichwol wenn jene nur Puppen beherrschet, so beherrscht dieses Männer und Helden; kaum bis zum Epigram oder Bouquet wird jene den Geliebten begeistern; ihn begeistert dieses zum Schöpfer der Freyheit. Einer Alpenhirtin dankt es die Nachwelt, wenn sich Wildnisse in Lustgärten, Räuberburgen in Friedenstempel verwandeln. Desto bezaubernder bist du, o Schönheit, je mehr du von Patriotismus beseelt bist! Indem die Helvetierinnen mit der Anmut der Liebesgöttinn den Heldensinn des Kriegesgottes verbanden, sahn sie sich als Töchter dieser Gottheiten, als Priesterinnen der Tugend verehret. Hier einige Züge zur Beleuchtung ihres Characters.

Im J. 1298. hatte sich Kayser Albert an der Anhöhe von Zürich gelagert. In der Stadt ersezten die Weiber den Mangel an Mannschaft; in kriegerischer Rüstung zogen sie über die Brücke auf den Hügel, mit hohen Linden umkränzt. Anstatt der Spindel, schwingt nun das Mädchen die blizende Lanze; loose fliegt unter dem Helme die weibliche Locke; ungestüm empört sich der Busen unter dem Panzer; freundlich lächelt das Aug dem Geliebten und tödende Blize schleuderts gegen den Feind hin. Schon ist er von ferne, beym Anblike des bewafneten Engelheeres geschlagen. In frohen

Reigen singen die triumphirenden Mädchen mit den Heldenbrüdern Jubelgesänge.

Mehrere Beyspiele giebt es, wie viel die Helvetierinnen beygetragen haben, den Kranz der Freyheit mit den schönsten Blumen zu schmücken. Bekannt ist die Geschichte der schönen Baumgärtnerinn von Alzelen. *) Für Wolfenschiessen bereitete sie ein Bad zu. Wollusttrunken will er sie haschen. Keusch und schlau, stellt sich die Schöne, als wollte sie gehn, um so gleich entkleidet wieder zu kommen. Sie eilt vor die Thüre und winkt dem Gatten; schon ist er da, und unter seinem Beile fällt der wiehernde Buhle.

Nicht weniger berühmt ist das Mädchen von Rozberg. Einer von den schweizerschen Zusammenverschwornen war gewohnt, dasselbe bey Nacht zu besuchen. Im J. 1307. war es, als ihn die Geliebte an einem Strick in die Burg hinaufzog. Zwanzig Spießgesellen zog er izo nach sich; sie nahmen den Amtmann und seine Leute gefangen. Zur Bezwingung der Tiranney vermochte die Schlauheit eines schönen Kindes nicht weniger als das Schwerdt seines Geliebten. — Wenn Stauffacher sich so muthvoll gegen die Herrschsucht empörte, so ward er hiezu von seiner Machtilde begeistert.

Wildenberg, dessen Stammhaus an der Lorez

*) Im J. 1305.

zwischen Baar und Aegeri lag, blieb immer dem eydgenößischen Bunde zuwider; aus dieser Ursache that er den Bürgern zu Zug manchen Verdruß an. *) Bald jede schöne Tochter, die bey seinem Schlosse vorüber nach der Stadt gieng, hob er auf und schikte sie entehrt weg. Ein Mädchen klagts ihrem Vater. Von dem Eifer eines Lucretius und Colatinus entflammet, begleitet dieser die Tochter; unweit Wildberg versteckt er sich hinterm Gebüsche. Als der Räuber aus dem Raubnest auf das schöne Kind, wie ein Geyer auf die Daube losgeht, überrascht ihn der Vater, schlägt ihn nieder, steckt seinen weggeschnidtnen Schenkel auf eine Stange und trägt ihn im Triumphe nach Zug auf den Marktplatz. Dadurch iagte er die Bürger so sehr in Wut, daß sie hinaus stürmten und Wildenberg schleiften. Jn J. 1355.

Noch weit weniger indeß als thätlichen Ausbruch bedurft' es, um den helvetischen Ehrenpunct in Bewegung zu sezen. Jm J. 1376. gab Leopold von Oesterreich seinen Rittern eine Lustfeyer in Basel. Den Bürgern daselbst schien es, daß man sich mit ihren Gattinnen und Töchtern allzufreyen Umgang erlaube. Mitten unter den Spielen ergriffen sie die lüsternen Tänzer, die einen veriagten sie, die andern schlugen sie nieder. Jn jenen Ritter-

*) S. Füeßlins Erdbeschreib. B. II. S. 14.

zeiten nämlich war das Gefühl von jungfräulichem Anstand so ideal, daß auch durch einen Kuß, durch einen Handdruck, durch einen Blick eine Schöne entweyht schien. Bloses Kopfnicken, leere Begrüssung von einer Dame war ausserordentliche Gunstbezeugung. Walther von der Vogelweyde, ein helvetischer Minnesinger, wagte es nicht von seiner Göttinn zu fordern, daß sie mit ihrem Blicke auf den Seinigen treffe: genug beseeligt, wofern sie ihn würdige, wenigstens nach seinem Fusse zu sehn. Mit allem Ansehn und Zudringen erhielt der Freyherr von Reginsberg kaum so viel, daß Johann Hadloub, ein Zürcherscher Sänger, von seiner Gebieterinn auch nur mit drey Worten gegrüßt ward.

Weniger befremdet diese abgöttische Verehrung des schönen Geschlechtes, wenn man sich des ehrwürdigen Characters der damaligen Schönen erinnert. Es waren Heldinnen, mit der Glorie patriotischer und häuslicher Tugend umstralet.

Aus noch frühern Zeiten nur folgendes Beyspiel: Als der von Wart, einer der Mitverschwornen bey Kayser Alberts Ermordung, im J. 1309. zu Königsfelden, (Würstis. sagt zu Wintherthur, auch ist das J. 1309. für Königsfelden zu frühe,) den martervollsten Tod lidte, eilte seine treue Gattinn herzu, warf sich mit verbreiteten Händen unter das

Henkerrad, waint', schluchßte, bettete. Umsonst daß der Gemahl selbst sie vom Rade bat: Geh doch, deine Gegenwart, deine Wehklagen martern mich tausendmal mehr als alle Qualen des peinlichsten Todes! Sie antwortete: Von Gott begehr ich nichts mehr als mit dir zu leiden und zu sterben. Erst nach seiner Bestattung verließ sie den Richtplaz; dann gieng sie zu Fusse weiter nach Basel, woselbst sie fressender Harm in kurzem verzehrte.

Um nicht allzu lang bey dieser schauderigten Scene zu weilen, mag der Geist sich bey folgendem Auftritt erholen: In der Schlacht bey dem Rietlingerwalde im J. 1405. schien der Sieg sich auf Oesterreichs Seite zu neigen. Würgengeln gleich sah man Gottes Priester im Panzer an der Spize des Heeres; im Schlachtgewitter schleuderten sie über die Heerde der Alpensöhne Tod und Verderben. Umsonst daß ihr Führer Rotach gegen Oesterreichs Heeresflut als unerschütterter Fels stand: an seinem Rücken wird die Hütte von feindlicher Flamme ergriffen; von dieser sieht der Held sich verzehrt; gleichsam im Flammenwagen schwebt er empor, um izt im Chore verklärter Patrioten der Genius seiner zurückgelaßnen Brüder zu werden. Und wie? Ists nicht ein Geisterheer, ists eine Engelschaar, die dem verwaßten Aelplerhaufe zur Hilf' entgegen fleugt? Doch nein! In

langer, weisser Hülle sinds der Aelpler schlaue Weiber, vor denen Oesterreich flieht!

Im Hemde wie im Panzer sind
Sie fürchterlich dem Freyheitsfeind!

Da bis auf die geringsten Kleinigkeiten bey dem schönen Geschlechte alles intereßirt, da die Kleidung eine Hülle des Körpers, gleichwie der Körper eine Hülle des Geistes ist, und nach Lavaters Physiognomick der innere Karacter sich in der unmerkbarsten Falte der Bildung und des Anzuges entdeckt, so mags uns erlaubt seyn, noch einige Blicke auf den Spiegeltisch unsrer Ur-Grosmütter zu werfen.

Vor dem vierzehnten Jahrhundert war die Kleidertracht überaus einfach. *) Der Oberrock ohne Knöpfe, ohne Ermel, langte zu den Füssen hinunter, am Halse genau überschlagen; die Frauenspersonen trugen ihn etwas weiter und länger, mit einem Gürtel aufgeschürzt. Der Arm in dem engen Ermel des Wammes stieg aus dem Armloch hervor. Das Haupt war entblößt; Müzen trugen nur die angesehensten, geistlichen und weltlichen Herren. Die Frauenspersonen unterschieden sich von den Männern durch lange Haupthaare, die in Locken um die Schultern flossen; gewöhnlich

*) S. Bodmers Geschichte der Stadt Zürich S. 28. wie auch ebend. historische Erzählungen S. 87.

mit einem Kranze von Blumen umwunden. In der Trauer verhüllten sie das Haupt mit Leinen. Um die Schultern wallete den Rücken hinab bey Manns- und Weibspersonen ein weiter Mantel. Von Gold, Silber, Seide, Edelsteinen sah man gar nichts; auch nichts geknöpfeltes oder genestel- tes. Aus dem Anzug verschiedener, heutigen Ordensleute kann man sich einen Begriff machen von dem gewöhnlichen Anzuge in den ehmaligen Zeiten. Ueberhaupt, gleichwie sich in den öffentli- chen Kanzleyschriften die Sprache, so erhält sich auch die Kleidertracht des Alterthums unter den öffentlichen, geistlichen und weltlichen Ständen der Menschen am längsten. Aus Zeilers 231sten Briefe führt Morhof das Zeugniß einer Limbur- gischen Chronik an, daß die Teutschen um das Jahr 1350. ihre Kleidung und ihre lyrische Dicht- kunst verändert haben. Dieß fällt in den Zeit- punct, da (nach dem Bericht der helvetischen Ge- schichtschreiber) unsre Vorältern von den Englän- dern, die ins Elsaß und in die Schweiz eingedrun- gen waren, eine neue Kleidertracht geborgt hatten. Die Guggelkappen, deren Tschudi erwähnt, sind im Jahr 1375. in Helvetien gekommen, als In- gram von Cußy, ein Herr aus der Picardie, unterm Vorwande seiner Verwandtschaft mit Oesterreich, einige Städte im Argäu, freylich fruchtlos,

befriegte. Sein Kriegesvolk hieß man die Guggeler, wegen ihrer Guggelhüte. Diese Guggelhüte waren, (wie die Limburgische Chronik sich ausdrükt,) „in Gestalt der Kugeln; die hatten vorne ein Lappen und hinten ein Lappen; die waren verschnidten und gezattelt, auch gefütert mit Kleinspalt oder mit Bund.„ — Schon Hadloub, ein Zürcherscher Minnesinger, der Anfangs des XIVten Jahrhunderts gelebt hat, belehrt uns, daß zu seiner Zeit in Oesterreich, — und warum nicht auch in Helvetien? — die Schönen das Haupt mit einer Art Hüte bedeckt haben. Sehr galant tadelt er diese mißgünstigen Hüte, welche den schönsten Theil des Gesichtes verbargen:

Der Sitte ist in Oesterreiche unmineckliche
Das schœne Frowen tragent alle Huete breit
Wann ir minnecklichen was mag man gar
Selten geschowen so si ir Huete han ufgeleit.
Mangen were die Zit gar unverdrossen
Sehe man dicke ir Wengel und ir lichten Ougenschin.
Wann werin die Huete gevlossen
Tonowe ab so mœchte es sin.

In diesem Zeitalter wurde der Mannsrock so verkürzt, daß er nicht über die Knie schlug, damit die buntfarbigten, weiten Hosen sichtbar würden. Von der Kappe flossen den Rücken hinab

zween

zween Zipfel bis an die Fersen. Der weibliche Rok war vorne beym Halse mehr als eine Handbreit geöffnet; hinten war eine Kappe genäht, einer Elle lang und noch länger. Auf den Seiten war der Rok geknöpfelt und geschnürt; es schimmerten auf demselben Seide, Gold, Silber, Edelstein; ein langer kostbarer Gürtel schürzte ihn auf. Die Schuhe waren auf eine Art zugespizt, daß man Etwas in die Spize hineinschieben konnte. Der weibliche Oberschuh war geklöppelt und gestrickt.

In den Polizeyordnungen, die in Zürich bis in die Zeiten Kayser Rudolfs von Habsspurg gemacht worden, findt man wenig Aufwandsgeseze. Eines der ältesten datirt sich vom J. 1370. den Frauen, von was für Range sie immer seyn mochten, wurde verboten, an Kleiderstücke von Garn oder von Seide einige Enden oder Schleppen zu machen; das Gewand sollten sie tragen, wie es gewebt worden; auch sollten sie keine Kronschappel von Seide, Gold, Silber, Edelsteinen haben, noch Kappen oder Hauben, mit derley Kostbarkeiten geschmükt. Unverheyratheten Töchtern wurde hierinne mehrere Freyheit gestattet. Weder diese noch verheyrathete Frauenspersonen dürften das Obergewand auf den Schultern mehr als zween Fingerbreit ausschneiden; geknöpfelt durfte es nicht

seyn. Eine Frau durfte keine Kappe an den Rock heften, die länger wär als eine Elle. Der Rock mußte nur von einer Farbe seyn. Schuhe mit Spizen, in die man etwas hineinschieben konnte, wurden gänzlich verboten; auch genestelt durften sie nicht seyn.

Beweisen nicht diese und ähnliche Geseze, daß schon damals obrigkeitliche Einschränkung des Luxus nothwendig gewesen? — In diesem Zeitalter waren die hochzeitlichen Spielleute mit ausschliessenden Vorrechten begünstigt; sie formirten unter sich eine Art Zunft oder Innung; ihr Haupt verehrten sie mit dem Namen eines Königs, und der König hatte seinen Marschall. Ein solcher Fürst der Tonkunst war Ulemann Meyer von Bremgarten. Im J. 1430. ward er in gesessenem Rathe zu Zürich in dieser Würde bestätigt und als rechtmäßiger König der Pfeifer und fahrender Spielleute erkennt. Kraft dieser Belehnung mußte er dem Ritter Maneß, Bürgermeister in Zürich, beym Eyd in die Hand angeloben, daß er mit seinem musikalischen Reiche dem Rathe zu Zürich in allen Sachen gehorsam seyn wolle. — Zur Einschränkung der Ueppigkeit bey Vermählungsfesten gebot izt der Rath, daß der Bräutigam mehr nicht als zehn Männer und zehn Frauenspersonen, — die Braut auch nicht mehr als eben so viel

zum Hochzeitmale einladen dürfen; hiebey Gesind und Kinder nicht mitbegriffen. Auch sollte man sich nicht mehr als einmal zur Tafel begeben und nicht mehr als zween Sänger, zween Geiger, zween Toiber (Pfeiffer) beywohnen lassen. — In einem sehr genauen, chronologischen Verzeichnisse, wie die Preise der Lebensmittel und Waaren von Zeit zu Zeit gestiegen oder gefallen sind, finden wir, daß schon im Jahr 1350. in Zürich die Leichensärge mit seidenem Tuche bedeckt worden; ein solches Tuch kostete eine Mark Silber, oder nach izigem Gelde 21. Gulden, 17. Schillinge. Im J. 1450. hatte man sich auch schon des Puders bedient; ein Pfund kostete 21. ß. 6. hlr. in izigem Werthe 1. fl. 36. ß. 8. hlr. Man betrügt sich also, wenn man die burgundische Ausbeute als die erste Epoche des eydgenößischen Luxus betrachtet. Ein Dominikaner in Kolmar schreibt in seiner Chronik, der Teufel habe durch einen Beseßnen angedeutet, der grosse Brand in Zürich vom J. 1280. sey ein göttliches Gericht gewesen, den Uebermut der Zürcher zu strafen. Ohne Zweifel mußte dieser Uebermut groß seyn, sagt Bodmer scherzhaft, wenn ein Teufel in dem Beseßnen nöthig fand, denselben zu ahnden. — Immer müssen sehr frühzeitig öffentliche Bordels in Zürich gewesen seyn, da man ein solches am Hofe schon im J. 1314. obrigkeitlich

zuschliessen lassen. Vom J. 1313. hat man eine Zürchersche Sazung: „Daß ein jeglich Fröwlin, das in ofnen Häusern sizt, und die Wirthin, die sie behaltet, tragen sollen, wenn sie für die Herberge gand, ein rothes Käppeli überzwerch über dem Haupte, und soll das zusammengenäht seyn. Will sie in der Kirche das Kugelin abziehn, so soll si's vff ihr Achsel legen, bis si es wieder vffsezt. Welche darwider thut, git dem Rate jedesmal 5. ß. ze Busse, und sollen des Raths Knecht beym Eyd gebunden sin das zu leiden; vnd welche die Buß nit geleisten mag, der soll man die Stadt verbieten, bis si es leiste.„

VIII.

Die helvetischen Schönen im fünfzehnten Jahrhundert und Anfangs des sechszehnten.

Die genestelten Schuhe, deren wir oben erwähnten, erhielten sich bis ins sechszehnte Jahrhundert, sie waren aufgeschnidten, daß die Zähen durchblickten, und diese wurden mit Ringen von Edelsteinen besteckt. — Im Jahr 1470 machte Bern eine Sazung, daß die Schleppen des Gewandes nicht mehr als ein Gemünde auf dem Boden wallen und die Spizen an den Schuhen nicht länger als das Gelenk des Zeigefingers seyn sollten. Es lohnt sich der Mühe, daß wir aus Diebold Schillings Chronik die Unruhen beschreiben, welche hierüber entstanden:

Im J. 1465. wurde die H. Monstranz aus dem Münster zu Bern weggestohlen. Dieß erklärte man als Strafgericht Gottes. Zur Besänftigung des göttlichen Zornes wurden neue Sittengeseze gemacht; die wichtigsten waren wegen der kurzen

Kleider und sonderlich wegen der langen Schwänze an den weiblichen Röcken, wie auch wegen der langen Spizen an den Schuhen. Lange wurden diese Geseze nicht beobachtet, sonderheitlich nicht " von den edeln Frowen und Mannen, die vermeinten, man hette inen weder von den Schwenzen noch von der langen Spizen wegen nit zu verbieten. „ Im Jahr 1470. wurden die gleichen Verordnungen unter Schultheiß Peter Kistler, dem Mezger, wieder bestätigt: " doch wart den edeln Frowen darinne eine Billigkeit und Vortheil vorbehalten, das sy sich mit Berlin (Perlen) Syden, Edlengestein, Gold, Bech (Pelzwerk, und andern nach irem Gefallen vszziehen, vnd aber by dem Mäß der Spitzen und Schwenzen, namlich die Schwenz in Gemünde vff dem Herde, vnd die Spitz an den Schuhen eins vordern Gleichs lang an den Fingern, vnd nit länger blyben sollten; vnd wart ouch semlichs an offnen Kanzel vor aller mengklichem gelesen, vnd andern gemeinen Frowen sollicher Vorteil, als davor gesundert ist, verboten. „ — Damit war der Adel noch nicht zufrieden und meinte, Ihr Wyb und Töchtern könnden sich mit keinen andern Dingen vszeichnen noch bekanntlich machen, dann mit den langen Schwenzen an iren Kleidern; den andern Vortheil mit Gold vnd

andern Dingen, den man inen hette geben, der wurde von gemeinen Frowen ouch gebraucht. „ Zur Beylegung dieses Zwistes wegen der Schwänze und Schuhspizen kamen der Bischof von Basel, der Marggraf von Hochberg, die Gesandten von Basel, Solothurn, Freyburg u. a. als Vermittler nach Bern. Unverrichteter Sachen verreißten sie wieder, und eben so fruchtlos auch hernach die gesammten, eydgenößischen Amphyctionen. “ An St. Catharinentag, der da was an einem Sontag, da kament etlich von dem Adel mit irem Anhang, als man danne das Frohnamt vnd die Meß hat angefangen, ofentlich in die Kirchen gan mit ihren langen Spizen an den Schuhen, deßglüch derselben Edeln Wyber, Töchtern und Jungkfrowen mit iren langen Schwenzen an den Kleidern vnd ouch langen Spitzen an den Schuhen, das alles über das Mäß vnd wider die gemachten Satzungen was, daran menglich ein Unwillen nahm vnd forcht mennig Bidermann, das darous größer Unruh entspringen wurde. „ Die strafbaren Edelleute, beyderley Geschlechts, mußten in Gegenwart des zalreichen Volkes in dem großen Rathssale erscheinen; daselbst wurden sie um Geld gebüßt und für einen Monat außer die Stadtmauren verbannet. Aus Besorgniß eines ein-

heimischen Krieges eilten die eydgenößischen Gesandten abermal her zur Vermittlung. Der Adel wurde zurückberufen; da war jedermann fro, vnd sunderlich gemein Handwerklüte, die fast forchten, daß sie sich entsezten vnd anderstwo hinziehen würden.“ Glücklich hatte sich izo dieser Fröschmaüsler-Krieg, oder (wenn man lieber will) diese Pharsale zu Gunsten der Schwänze und Spizen geendet. Um indeß den Frieden desto mehr zu befestigen, wurden von beyden Seiten die Klagen und Ansprüche gemäßigt.

Statt der obrigkeitlichen Sazungen bediente man sich anderstwo der Geisel des Satyrs gegen die Schleppen des Gewandes und gegen die Spizen der Schuhe. — Ich habe ein altes, nicht paginirtes Buch über den Ehstand vor mir, dessen Sincerus in den Nachrichten von seltenen Büchern gedenkt; im J. 1475. ward es bey Conrad Mancz zu Blaubürren gedruckt; eine ältere Ausgabe vom J. 1472. hab ich bey Prof. Nüscheler in Zürich gesehn. Mit diesem Werk lauft ein anders; das guldin Spyl in gleichem Format, Druck und Papier fort: “ Sünd ists, heißts unter anderm, das die Kleyder seind überflüßig zu groß oder zu lang vnd kleydend damit die Erd vnd sammend mit dem Schwanz die Flöh von der Erden vnd bestou-

bend die Heiligen in der Kirchen; Gott woll, daß jr Antliz als gerumpfen wär als jre Kleyder gerumpfen vnd gefalten sind. Man list, daß ein Teufel eins lacht; da sprach er: ich sich myn Gesellen reiten hinten vff dem Rockschwanz. — Die Frowen, heißts ferner, legen jr Fuß in ein Ring in die engen Schuh; si legen jren Lyb in einen engen Notstall des Baumwollen-rockes gepfrengt vnd gepriesen, vnd der es je ze Buß saczt, sy trugent es nit. — Die Frowen nehmen Todtenhaar vnd binden es yn vnd tragen es mit yn ze Bett vnd jr eine gedörft nit eines Todten Hemd anlegen. „ — Da wir der geborgten Haarlocken erwähnen, so enthalten wir uns nicht, der Strafe zu gedenken, womit Johann Teenhard diese Mode bedräut hat: " Seht, liebe Seelen, heißts in seiner Lebensbeschreibung, „ " so weit hat es der Teufel gebracht! das gekräuselte Weibshaar wird auf eine Weibshaube genäht; damit bedeckt sich nun der Mann wider das Gebott Gottes. Ja nicht allein pranget man mit Weiberhaaren, sondern auch mit Pferdehaaren, Küh- und Bocksschwänzen. Mit was nun der Mensch sündigt, mit dem wird er auch gestraft werden. Denn es wird ein Teufel in Gestallt eines Pferdes, der andre in Gestalt einer Ziege kommen und den Men-

schen am jüngsten Tage verklagen, daß er Hofart mit ihren Schwänzen getrieben. „

Wenn gleich die Burgundische Ausbeüte nicht die erste Epoche des helvetischen Luxus gewesen, so war sie es, welche diesen Luxus auf den höchsten Gipfel gebracht hat. Von was für Beschaffenheit in diesem Zeitalter die Gebäude, Wohnzimmer, häuslichen Geräthe gewesen, hievon finden wir Spuren in Alberts von Bonstetten, Decans von Einsiedeln, Chronicon ad Ludov. XI. Dasselbe befindt sich auf der königlichen Bibliotheck zu Paris Nro. 4789. In dem zweyten Hauptstücke befinden sich folgende Nachrichten von Zürich: " Die Stadt, heißt es nach einer freyen Uebersezung des Klosterlateins, „ die Stadt hat drey Bettel-und drey Nonnenklöster; bis auf den Gipfel sind die Gebäude aus gevierdten und ungeheuren Steinen aufgeführt, von außerordentlicher Höhe; die Zimmer sind mit Holz gefüttert; man findt Sommer- und Winterzimmer, Säle, Säulengänge, Ruhebether, alles mit bewundernswürdiger Verzierung. Die Straßen sind schön, nicht breit, aber mit gebacknen Steinen sehr glatt gepflastert. Die Stadt ist volkreich; die Einwohner sind von fröhlichem Wesen, von schöner Bildung und in den Künsten wol erfahren. An allerley Lebensmitteln findt man

Ueberfluß; Geflügel und Wildprät; häufige Zufuhr aller Arten Geträndkes; Butter, Honig, Oel, Birnen, Aepfel, Kirschen, Nüßen, Pfirsiche und andre edle Früchte; der See ist fischreich; die Hügel umher sind mit Weinranken und Landhäuser geschmückt.

Wenn wir dem Comines (Mem. V. 1.) Glauben zustellen, so war vor den Burgundischen Kriegen Helvetien noch sehr arm; alle Einkünfte, die das Land einem Herrn eintragen konnte, waren nicht so viel am Werthe als die Sporen der Burgundischen Reuter und die Zügel ihrer Streitroße. Die eydgenößischen Gesandten, welche im J. 1474. zu Breisach anlangten, wurden dem arrestirten, burgundischen Landpfleger Hagenbach von dem Kerckermeister also beschrieben; " Es sind alte, große, starke Männer, grau und schlecht bekleidt, und reiten auf München.*) „ Wie sparsam die Gemahlin des Erzherzog Siegmunds, während ihrer Kur zu Baden, von gesammter Eidgenoßschaft beschenkt worden, berichtet Schilling in seiner Chronick S. 134. Die Eidgenoßschaft schickte der Fürstin an Ochsen, Wein, Schafen, Butter und andern Dingen bey siebzig Gulden am Wer-

*) S. Bullingers Chronick IX. 10.

the. — Nichts desto weniger fehlte es auch nicht weder an Reichtum noch an Ueppigkeit. In dem VIten Artikel des Zürcher Mandats vom J. 1488. heißt es: " Es soll kein Frau noch Tochter in der Stadt kein silbern oder vergüldet Haften, Ringli oder Gespång, auch keine seidenen Gebråm oder Blegi an ihren Röken, Hauben, Halsmånteln oder andern Kleidern tragen (ausgenommen die zu dem Rüdden oder den Schnecken, d. i. zu adelichen Zünften und Gesellschaften, gehören;) es soll auch keine Frau von der Gemeinde einen beschlagenen Gürtel tragen, vorbehalten die Frau eines Bürgers, der 1000 Gulden reich ist; doch soll der Gürtel nicht über zwölf (d. i. dreyzehn, ein drittel Müt Getråides) werth seyn; sie mögen auch seidene Gebråm in Bescheidenheit tragen. " Sehr wenig in Verhåltniße standen hier Reichthum und Aufwand. Der drey und achzigste Theil des ganzen Vermögens wurde an einen Gürtel verwendet. In hundert und acht und vierzig Jahren hatte der Luxus, wenigstens von dieser Seite, um sechzig per cent zugenommen; denn vom J. 1336. findt sich eine zürchersche Sazung, daß Frauen und Töchtern keine Gürtel tragen sollen, die mehr kosten als fünf Pfunde, d. i. acht und ein Drittel Müt Getråides am Werthe. — Wenn Voltaire der burgundischen Niederlage erwåhnet, so sagt

er: die Eidgenoßen rißen die kostbaren Gezelte von Goldstoffen in Stücken, und schmückten damit ihre Weiber und Töchter. Unter den Geschenken, womit Ludwig XI. denselben liebkosete, waren die ersten, ganz seidnen Kleider. Zur Einschränkung des Zürcherschen Luxus bediente sich Bürgermeister Waldmann jenes Solonschen Kunstgriffs, daß er nämlich uneingeschränkten Puz nur den Curtisanen, oder (wie sein eigner Ausdruck lautet, den offenen, fahrenden Frauen im Kraz und hinter dem Graben erlaubte. Indeß entkräftete sein Beyspiel seine Geseze. Zum Beweis nur folgende Züge aus seiner Lebensbeschreibung: *) " Wenn Waldmann von kriegerischen Reisen nach Hause kam, so können uns die Nachrichten von seinen Jünglingsjahren kaum lebhaft genug vorstellen, wie alle Wirthe und Stubenknechte vor ihm zitterten, er möchte die Zeche aufschlagen; oder wie die Hausväter ihre Weiber und Töchtern sorgfältig vor ihm warnen mußten. Zwo von seinen Galanterien, die eine mit der Frau des damaligen Stadtschultheißen, die andre mit der Frau des Rathsherr Göldlins machten allgemeines Aufsehn: — Waldmann kam in Bekanntschaft mit dem Einsidler-Amtmann, Ulrich Edlibach von Hinterburg, und gewann zugleich das Herz seiner

*) S. H. H. Füeßlins Leben Waldmanns.

Frau, Anna Landolt, einer Baurentochter von Marpach. Nach dem frühzeitigen Tode des Mannes folgte er ihm in seiner Stelle nach und heyrathete die Wittib. Auch von ihr reden die öffentlichen Unkunden sehr zweydeutig. Denn als ein gewißer Meyer sagte: Waldmann dräut einem jeden, der mit seinem Weib redt, und meint, er habe mit ihr zu schaffen. Freylich hat sie wer will, aber es giebt der H. — mehr, und thut er selber mit einer jeden, was ihn gelustet. Der unbesonnene Mann, welcher seine Anschuldigung nicht erweisen konnte, mußte die Frau Amtmännin bey St. Peter vor offener Thüre entschlagen. — „ “ S. 88. die Wittwe Silgen steckte bey dem Obristmeister Waldmann oft im Hause; einer ihrer Anverwandten drohete ihr, wenn sie sich nicht beßern wollte, ihnen einmal die Kammer aufzulaufen und sie beym Grind heraus zu zerren. Die Sache wurde ruchtbar und dem Ritter seine Meze obrigkeitlich abgekennt. Hans Schlumpf von St. Gallen war Augenzeuge, daß der Bürgermeister auf einer Gesandtschaft zu Baden, neben seiner Frau, noch sechs Weibsbilder bey sich führte, und zugleich einer Baslerin durch Geschenke vergebens nachstellte; endlich konnte er den Badwäscher bestechen, der ihn zu ihr führte; sie wiederstand dem zügellosen Manne, und klagte

nachwärts den armen Maquerot öffentlich vor Gericht an u. s. w. „ — Schon zu Waldmanns Zeiten waren die Bäder zu Baden ein Amathunt oder Paphos, wohin zum Preise des Amors und der Liebesgöttin galante Wallfahrten geschahn. Bekannt ist Poggius wollüstige Beschreibung davon. Er endet sie damit, daß er das freye Wesen, welches daselbst herrschte, als Zeichen der Unschuld und Einfalt, keineswegs als Ausschweifung erklärt. Und wenn auch, — immerhin ward durch die Geistlichen, welche Anfangs des XVten Jahrhunders, zur Zeit der Kostnizer-Kirchenversammlung, Lustreisen in der Eidgenoßschaft machten, wie auch nachher durch die vielen auswärtigen Bottschafter, und durch die aus fremden Kriegesdienste zurückkommenden Reisläufer ungemein die weibliche Sitteneinfalt verdorben. Die französischen und andre Gesandte, die in der Schweiz Hilfsvölker suchten, waren so verschwenderisch mit Liebkosungen, Geschenken, Gastgeboten, Tanzspielen wie Liebhaber gegen angebethete Damen. Oftmals geschah es, sagt Bodmer, daß sie Silber und Gold den Töchtern der Vornemmen in die Schnürleiber schoben. — Wie frey die Zürchersche Lebensart in diesem Zeitalter gewesen, beweißt unter anderm die Einschränkung der Redouten. „ Im J. 1487 ward laut Rathsma-

nual I. S 8. " alles Buzengewand bis und an den drey Faßnachten verbotten bey zwey Mark Silber, es were denn Sach, daß jemans in neuen eerlichen Arten gahn wollte, aber in Hemdern, Ebheulaub und derglychen ist auch verboten. „

Ohne Zweifel daß der päpstliche Nuntius in der Schweiz durch Nachsicht gegen das Laster der Unzucht ungemein viel zur Ausbreitung derselben beytrug. So absolvirte z. B. Philonardus einen Mönchen, der eine Klosterfrau zu Fall gebracht hatte. *) Nicht nur für sich selbst maßte er sich die Wunderkraft an, die verlorne Keuschheit der Klosterleute und ihre Gelübde zu flicken; als Afterlehn übertrug er die gleiche Kraft auch an andere. Kein Wunder also, wenn, den Klostersazungen zuwider, die H. Aemter sich bisweilen von Vater auf Sohn forterbten! Felix Malleolus erwähnt Waldenburgs, eines Zürcherschen Chorherrn, dessen Vater ein Priester, die Mutter eine Nonne gewesen. Ungeachtet also, sagt Malleolus scherzhaft, Waldenburg ein schlechter Geistlicher ist, so hat er doch einen gekrönten Vater gehabt, und seine Mutter war eine Verlobte des Königs der Könige. -- In der Geschichte des Tridentinischen Conciliums erwähnt Fra-Paolo eines eydgenößischen Edicts,

*) S. Hottingers Handschrift. Thesaur. auf der Carolinischen Biblioth. in Zürich D, 14. S. 229.

vermög

vermög dessen zur Sicherstellung der ehrbaren Weiber und Töchter, jeder Priester verpflichtet war, seine eigne Concubine zu halten. Freylich redt Sleidan nur von herrschender Uebung, von keinem Edikte. — Unterm J. 1508. findt sich in Hottingers handschriftlichem Thesaurus eine feyerliche Urkunde, kraft welcher ein Zürcherscher Chorherr, Peter Grebel, wegen Hurerey und andren Sünden absolvirt wird. In Zürich war das geistliche Chorgericht so verdächtig geworden, daß laut Rathsmanual II, S. 6. im J. 1487. erkennt wurde, " der so einer Tochter ir Mägdthum nimbt, soll gerechtfertigt werden vor dem Rathe der CC, und nicht vor dem geistlichen Gerichte: „ — In der Abhandlung vom Ehewesen schreibt der Zürchersche Chorherr, Felix Malleolus: " Mit Aergerniß und Abscheu klagten die einsichtsvollsten Männer die sich im J. 1416. auf der Kirchenversammlung zu Konstanz befanden, daß sie nirgendwo eine Diocöse gesehn haben, wo zu jeder Zeit so ungemein viele Matrimonialhändel vorkämen. Gleichwie Italien, sagten sie, sich unter der Herrschaft des Mars, und Burgund unter der Herrschaft des Saturns befinden, so befindt sich der Konstanzer Bezirk unter der Herrschaft der schlüpfrigen Venus. „ In eben dieser Abhandlung geschieht schon Meldung der Neapolitanischen

Krankheit. Im J. 1503. befanden sich sehr viele Eydgenossen bey dem Neapolitanischen Feldzug; die meisten kamen entweder in der Schlacht um oder brachten die giftigste Krankheit nach Hause. *) Im J. 1523. starb Ulrich Hutten, unweit Zürch zu Ufenau an eben dieser Seuche, von welcher er selbst die Beschreibung herausgab. — In den Genferschen Rathsmanualen, welche Sinner im zweyten Bande, C. IV, seiner westhelvetischen Reisen anführt, befinden sich ganz besondere Nachrichten über die öffentlichen Dirnen. Dieselben waren verpflichtet, in einem abgesönderten Quartiere zu wohnen und sie lebten unter Aufsicht einer Vorsteherinn, Bordelköniginn genennt. Ausdrücklich heißt es unterm 10 März 1504: Regina Bordelli die Martis proxima eligatur. Auch leistete sie dem Staate den Eydschwur. Erst unterm 30 Aprill 1544. ward den Badern das Recht, öffentliche Weiber zu beherbergen, genommen.

In der Kleidertracht und in den Manieren herrschte nicht weniger Ausschweifung als in den Sitten selbst. Aus des Erasmus Gespräche Franciscus weiß man, wie ungezogen noch zu seiner Zeit der Zuschnidt der Beinkleider gewesen. In einem Zürcherschen Mandate vom J. 1532. heißt es: " Es soll niemand kein zerhowen Hosen ma-

*) S. H. Schweizers helvet. Chronologie.

chen. „ In gleichem Mandate heißt es vom Tanzen: “ Man soll ouch nit mit bloßem Lyb tanzen, dazu am Tanze by zehn Schillingen nit umwerfen. „ — Aus Fischarts philosophischem Ehezuchtbüchlein, welches im J. 1591. zu Straßburg gedruckt ist, sehn wir, daß schon damals in den rheinischen Städten die Frauenzimmertaschen oder Poches Mode gewesen. “ Eine Meichßnerinn, heißt es, sagt einer Cöllnischen Krämerinn, daß diewyl die Cöllnischen Frauen ires Ausschweifens halben kein preit Gesäß ersizen können, darumb müßen sie mit dem Gewande jr helfen und es um den H— — mit Wülsten ausfüttern. „ Ein Landsmann von Fischart, Sebastian Brand, der zu Basel als Professor gestanden und im J. 1520. zu Straßburg als Kanzler gestorben, liefert in seinem Gedichte: Das Narrenschif: verschiedene Züge seiner Zeitgenossinnen:

— d'Frowen hand lang Haar, kurz Sin,
Das ist an mancher gar wol Schyn,
Sich fremder Sachen nemmend an
Und laufen hie und da herdan.
Jungfrowen Zucht ist gar dahin,
Das die Natur gab etwan jn,
Als von Rebecca wir verstan,
Da si sah Isaac vor jr gan

Und merket, daß er werden sold
Ihr Eemann, dem sie doch was hold,
Verbargs ihr Houpt und floh von dann
Daß er si nit sold sehen an:
Wo sind jzt söllich Jungkfrowen,
Gingind eh an den Fischmarckt schowen
Und luffind stets zur Thür hinaus,
Förchtind, man säh si nit im Haus.
Die Töchtern tragend auch jzt das,
Was etwan Dirnen schändlich was,
Wyt vßgeschnidten Schuh, Schuben, Röck,
Das man die Milchsäck nit bedeck;
Wikelnd vyl Hudeln in die Zöpf,
Gros Hörner machends vff die Köpf
Als ob es wär ein wilder Stier,
Gaffend grad daher wie wilde Thier,
Werfend die Ougen hin und her,
Lachen, gaffen alle Winkel an
Und thut eines ums ander traben,
Damit verführens die Knaben,
Die sie grüßen vnd gaffen an. *)

Damit man nicht denke, Brand habe als Dichter und Satyriker das Gemäld übertrieben, so berufen wir uns auf seinen prosaischen Ausle-

*) Diese Reimen sind aus einem Nachdruck copirt, der im J. 1563. zu Zürch herauskam. Die erste Ausgabe hab ich nicht bey der Hand.

ger, Johann Geiler. Von diesem hat man Predigten über das Narrenschiff, welche er um das J. 1498. zu Straßburg öffentlich gehalten, und welche nach seinem Tode bey Jacob Otther im J. 1515. lateinisch, und im J. 1574. deutsch zu Basel heraus kamen. „Auch als Urkunde der Sitten, Lebensart, Mode in Kleidung, Puz, Ergözungen u. s. w. sagt der teutsche Mercur," würde dieß Buch von einem teutschen Hüme zu benuzen seyn. Zum Beyspiele mag folgende Stelle dienen: die dritte Schell der seltsamen Narren ist das Haar zieren, geel, kraufigt und lang machen, auch fremdes Haar der Abgestorbenen unter ihres mischen und dasselbig zum Schauspiel aufmuzen. Es ziehn die Weiber izund daher wie die Mannen und henken das Haar dahinten ab bis auf die Hüft mit aufgesezten Paretlin und Hütlin gleichwie die Mannen. Die Wyber ziehn in ihren Schleyern daher und haben sie aufgesprinzt neben mit zwo Ecken oder Spitzen gleich einem Ochsenkopf mit den Hörnern." Von Vermischung der Nationaltracht mit fremden Kleidertrachten heißt es: „Es dörfe einer nicht weit ziehn, fremde Kleider zu beschauen; er könne in jeder geringen Stadt allerley Nationen Kleidungen finden."

Je grösser die Ausschweifungen geworden, desto schärfer und strenger war die Vorkehr gegen dieselben. Um desto nachdrücklicher die Weibspersonen vor Verführung zu warnen, ward in den zürherschen Ehesazungen vom J. 1539. auf sie allein alle Strafe der Unkeuschheit geladen. In einem zürcherschen Mandate vom J. 1527. werden die Güter der Ehebrecherin lebenslang dem beleydigten Manne, und nach dessen Hinschied nicht ihr, sondern ihren nächsten Verwandten zugekennt. Die beleydigte Gattinn bekam lebenslang die Nuznießung von dem vierten Theile der Güter des ehebrecherischen Gatten. Von der Strenge der bernerischen Ehegeseze in dem XVIten Jahrhunderte finden wir Nachricht in Dr. Joh. Hallers historischem Tagebuche. Wenn nach der Ehescheidung ein Ehbrecher sich wieder verheyraten wollte, so mußte er seine Heimat verlassen. Wirklich schien dem Magistrate diese Bedingniß zu grausam. Den 23. Winterm. 1549. berief er hierüber die Geistlichen zusammen. Diese beharrten auf der Notwendigkeit der alten Verordnung. Von der Obrigkeit wurde beschlossen, daß es bey ihr stehn solle, je nach Beschaffenheit der Umstände von der strengen Verordnung Ausnahme zu machen. Also wurde hernach Einigen gestattet, daß sie nach dem Tode der geschiedenen Gat-

tinn wieder nach der Stadt zurückkehren durften. Laut den Synodalverhandlungen von Zürich unterm J. 1536. ließ das Chorgericht durch Leo Judä die Pfarrer ersuchen, daß sie die jungen Töchtern warnen, keinen Freywerbern zu trauen, bevor ein solcher in Gegenwart zween ehrlicher Zeugen sich feyerlich verlobt haben würde.

Doch bis zur Ermüdung haben wir uns bey dieser Galerie eben nicht der einnehmendesten Bilder verweilet. Gleichwie wir aus dem XIVten Jahrhundert das Beyspiel verschiedener, edler Helvetierinnen aufgestellt haben, so laßt uns noch zum Beschluße auch aus dem folgenden Jahrhunderte, mitten unter dem verdorbenen Geschlechte die eine oder die andere würdige Enkelin jener weiblichen Heroen hervorsuchen:

Als helvetische Amazonin kennt man jene Bona Lombardin aus dem Veltlin. Ihrer Talente wegen nahm sie ungefähr im J. 1423. der Ritter Peter Brunor mit sich nach Italien. Daselbst bildete er sie zu allen ritterlichen Uebungen. Aller Orten mitten durch Todesgefahren begleitete sie ihn auf dem Streitroß. Zu Neapel wurde er von dem König Alphonsus gefangen. Durch Fürbitten der Bona beym König in Frankreich, beym burgundischen Herzog Philipp, beym Senat zu Venedig erhielt er die Freyheit und trat als

Kriegsoberst in venetianische Dienste. Durch Liebe und Dankbarkeit verheüratete er sich mit Bona. So oft ein Gefecht vorfiel, so erschien auch sie unter den Waffen. Unerschrocken trat sie an der Spize des Heeres dem Feind unter die Augen. Grosse Hülfe leistete sie den Venezianern gegen Franz Sfortia zu Mayland. Zur Wiedererobe-rung der verlornen Festung Pavona im Bressa-nergebiete trug sie viel bey, indem sie mit dem Schild am Arm und dem Schwerdt in der Hand die erste sich über die Mauren empor schwang. Nach dem Auftrage des venetianischen Senates begab sie sich mit ihrem Gemahl nach Negro-pont, um diese Halbinsel gegen die Türken zu schüzen. Nach Brunors Hinschied begab sie sich nach Venedig zurück; in einer schweeren Krank-heit ließ sie zu Modena ihr Grabmal erbauen und in demselben ward sie im J. 1468. bestattet.

Nicht weniger beym Spinnrocken und in der Küche als aufm Schlachtfeld blieb die Helvetie-rin von heroischen Gesinnungen beherrscht. — In dem Schwabenkriege im J. 1499. waren fünf-hundert kayserliche Söldner aus dem Innthal bis nach Schlins, im Gotteshausbunde, eingedrun-gen. Die meisten Leute im Dorfe hatten eine Leiche zur Kirche begleitet. Ein Weib, welches bey Hause für die Läidtragenden ein Todtenmal

zurüstete, sah sich plözlich vom kriegerischen Schwarm überrascht und gefragt: Für wen das Gastmal bestimmt sey? — Mit schneller Geistesgegenwart antwortete sie: Für die sogleich anrückenden eydgenößischen Hilfsvölker. — Ungesaümt eilte das Weib nach der Kirche. Auf seinen Bericht hin ergriff das Volk die Kreuzfahnen und stürmte auf die feindliche Schaar los. Diese rettete sich mit der Flucht; sieben und vierzig wurden erschlagen; bey hunderten stürzten über die Felsen hinab und mehrere wurden gefangen. *)

Zur Hin- und Hersendung der Briefe bediente man sich in dem Schwabenkriege, anstatt der Trompeter und Eilboten, einzig entweder junger Mädchen oder abgelebter Weiber. Ein solches Schweizermädchen (erzält Birckhaimer,) kam mit Briefen von den Kantonen nach Konstanz zum Kayser. Als sie im Vorhof auf Antwort wartete, fragten sie einige kayserliche Trabanten: Womit sich die Eidgenoßen in ihrem Lager beschäftigen? — Sie bereiten sich, erwiederte das Mädchen, auf euern Angriff. — Wie zalreich sind sie, fragten die Trabanten: — Das Mädchen: zalreich genug, um Euch zurückzuschlagen. Bey wiederholter Nachforschung sprach

*) Sprecher S. 119.

es: Bey leztern Gefecht hättet Ihr sie wol selbst zählen können, wofern Euch eüre Flucht nicht blind gemacht hätte. — Ferner: Haben Sie auch noch Speis' und Getränk? — Antwort: Ohne Zweifel weil sie noch leben. — Einer der Umstehenden wollte das Mädchen erschrecken und hob das entblößte Schwerdt auf: Lachend erwiederte die junge Heldin: Fürwahr du bist ein ganzer Mann, wenn du dich gegen ein schwaches Kind wagst; dieß geht wol an: aber dich möcht ich mit einem geharnischten Krieger im Streit sehn, der mit der Faust kämpft, nicht mit Worten. Man sehe Pirkhaimers Opera, de bello Suitens. S. 86.

Register.

Seite.

I. Kleine Bergreise auf den Rigi. = 3

II. Hindernisse wodurch die Heutigen Juden von der öffentlichen Annahme der christlichen Religion abgehalten werden. = 18

III. Von Vorbeugung des Kindermordes. = = = 57

IV. Das Recht des Stärkern. = 80

V. Lothar und Thietberga. = 84

Seite.
VI. Gebhard Truchses und Agnes von Mansfeld. = = 106

VII. Ueber die Schamhaftigkeit. = 112

VIII. Ueber den Spieltisch. = 139

IX. Die Natur. Ein Roman. = 154

X. Papillonische Philosophie. = 166

X I.

Aeltere Helvetische Geschichte des schönen Geschlechts.

I. Die helvetischen Schönen unter römischer Botmäßigkeit und unmittelbar vorher. = 175

Seite.

II. Die helvetischen Schönen unter allemannischer und fränkischer Botmäßigkeit. = = 180

III. Die fränkischen Prinzessinnen im siebenten Jahrhundert. = = = = 185

IV. St. Idda. = = = 191

V. Blutige Folgen weiblicher Herrschsucht. Ein helvetisches Beyspiel aus dem dreyzehnten Jahrhundert. = = 193

VI. Die helvetischen Schönen in dem Schwäbischen Zeitpunct und unmittelbar vorher. = 195

Seite.

VII. Die helvetischen Schönen im vierzehnten Jahrhundert. . . . 200

VIII. Die helvetischen Schönen im fünfzehnten Jahrhundert und Anfangs des sechszehnten. 213

V. Parsch
ing / Obb

V. Pars
ting / C

V. Pars
ting / O

V. Parsch
ting/Obb.

Meister, Leonhard,

Leonhard Meisters, Prof. in Zürich, Fliegende Blätter größtentheils historischen und politischen Innhalts

Basel 1783

Var. 341 d
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10135672-2
VD18 15314154